

ben

2

aelstr. 56/58
hleifere
ler Art.

r Zeitung

uchtböde

erlaufen.

deshoven 101.

grasfomen

erlaufen.

Schweimann,

Weißenberg

tel. 8491.

ntner

ugrasfomen

erlaufen.

geten. Sengen.

her Bandstr. 91

sten-

Dreitrad

abellofen Bu-

e zu verkaufen.

reg. Deutsch.

her Str. 125.

dvant-

weihstohl.

Wattst.

Stückling.

Stumentohl.

liegt in bekannt

e Qualität

nen-Schmitz

tenstraße 8

et erh.

efbauwag.

erlaufen

erwallstr. 6, T.

chig. bis 3 Uhr

nachmittags.

fbau-

wagen

traum, guterb.

erlaufen.

Furthstr. 45

üche

neu, zu ver-

en, 2. Etage

Planal-Silke 24

stl. diesj.

d. Bod

nders Part, zu

aufen.

emmerden.

inbenburgstr. 9.

L. Arb.-Pferd

erlaufen.

scheligen 110

ntschrift

Surfus

Geschäftsleute.

elbung Mon-

und Dienstag.

da 8 Uhr im

aurant

ane. Schmitz.

Cherstraße

Los!

Sieger?

r hat die

figerhe

schieden:

t können

hlich-

Sieg!

en Partet

den ge-

e Motor

die Zei-

teige in

irtungs-

ahezu

reisen

önnen

agen

paar

Nr. 32 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 32 — Sonntag, 11. August 1935

Ferienfreude

Heute hält mich harte Pflicht gefangen,
Morgen geht es in die weite Welt.
Wenn ich's denke, brennen mir die Wangen,
Weil ich Baum und Blumen bin gesellt.

Wo ich wandern, wo ich rasten werde —
Glücklich bin ich, daß ich dies nicht weiß.
Irgendwo hab ich die deutsche Erde,
Am verwegenen Wanderhut ein Reis.

Und den Himmel hab ich; ja, ich glaube,
Er muß blauen, wenn mein Herz es will.
Weinduft spür ich in der jungen Traube;
Eine Abendglocke macht mich andachtstill.

Jeder Wanderschrift in goldene Weite
Ist ein heller Hymnentakt: Ich bin!
Und im Kreis geht's in die Ferienfreude
Heim zur Pflicht — des Daseins tiefstem Sinn.

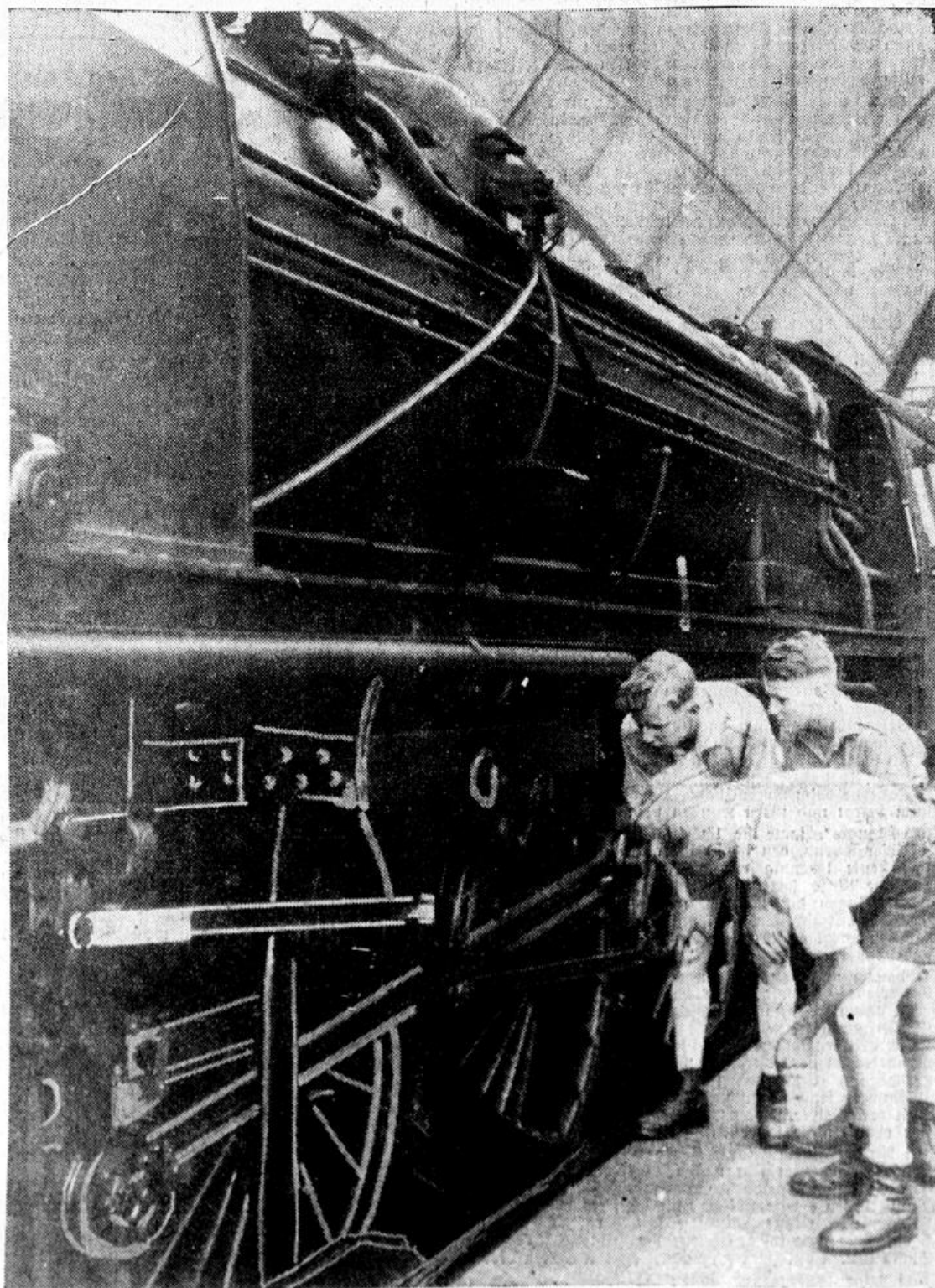
Franz Mahke.

Lob der Lokomotive

Wie uns die Bahnbeamten als der Gipfelpunkt der Zuverlässigkeit vorkommen, so betrachten wir die Lokomotive als eines der am meisten gutmütigen Wesen der Welt. Wir haben uns von der frühen Jugend her noch nicht von diesem Gedanken und von dieser Empfindung trennen können, und wir haben es dem Wort nicht übel genommen, daß es uns, als wir als Kinder zu sprechen begannen, so gewaltige Schwierigkeiten machte, wenn wir es richtig aussprechen wollten. Und diese häufige Notwendigkeit ergab sich eben aus unserer Liebe zum Dampfproß, aus unserer bedingungslosen Liebe und Verehrung zur Lokomotive, die unseren Traum erfüllte von Kindesbeinen an. Dann haben wir, spielend, ihre Geräusche nachgemacht, wenn die Mutter oder Onkel Gustav fragten: „Wie macht der Puff-Puff?“, und dann haben wir im Wohnzimmer die Stühle hintereinander gestellt und Eisenbahn gespielt, und wer etwas auf sich hielt, der war eben Lokomotiv-Führer. Dann kam die Zeit, wo wir im Ernst vorgaben, wir wollten Lokomotivführer werden; aber wenn alle Kinder, die in der Jugend Lokomotivführer werden wollten, es auch in Wirklichkeit geworden wären, dann wären nicht mehr viele Leute für die Rolle des Fahrgastes übrig geblieben.

Noch, während wir uns diesem märchenhaft schönen — so meinten wir wenigstens — Beruf mit Haut und Haaren verschrieben hatten, bekamen wir die sechste Lokomotive geschenkt. Die erst hatte man uns aus der Zeitung oder sonstwo auf dringendes Verlangen ausgeschnitten, die zweite war aus Holz gewesen und wurde mit einer Kordel gezogen, die dritte war aus dünnem Blech und trug im Innern statt Kohlen rosa Zuckerperlen — die vierte — ich weiß nicht mehr, wie das mit der vierten und fünften Lokomotive war — jedenfalls die sechste lief allein; sie hatte eine Feder und wurde mit einem Schlüssel aufgedreht, zog mehrere Wagen hinter sich her, bis sie schließlich überdreht war und den Betrieb einstellte.

Unter diesem Götzendienst am verkleinerten Abgott hatte aber die Liebe zum Original nicht gelitten; wir standen an den Schranken und waren selig, wenn die Lokomotive kam, wir haben auf dem Bahnhof ganz nahe in ihrer warmen Nähe gestanden, bis wir schließlich auch einmal mit der Eisenbahn fahren. Meine erste Eisenbahnfahrt ging nach Harff; ich will sie in meinem Leben nicht vergessen. Und als die kleinen Reisen der Jugend zahlreicher wurden — sehr zahlreich sind sie nie gewesen — da ist die Liebe zur guten Lokomotive immer noch größer geworden. Der Traum eines jeden richtigen Jungen, einmal auf der Lokomotive fahren zu können, ist erst viel später dem Mann erfüllt worden, der dann erst merkte, daß dies ja eigentlich die späte Erfüllung eines heißen Jugendwunsches war, die allerdings dann doch an Süßigkeit verloren hatte, weil er dann schon zu wissende Augen für Druckmesser und Wasserglas, für Ventil und Bremsvorrichtung hatte. Und als dann die mit Grün geschmückte Lokomotive uns aus der Jugend in den Krieg entführte, da war sie uns, als Kamerad gleichsam, wieder auf's neue wertvoll und liebenswert geworden: sie hat uns vom Westen zum Osten und vom Osten zum Westen befördert, zum Balkan und sonstwohin, wo in der Ferne die Kanonen brummen, sie folgte dem Weg unserer Heere, und schließlich trug sie uns auch behutsam in das Lazarett, und, nach dem bitteren Ende, zurück auch in die Heimat. Als dann neue Wanderjahre begannen, zeigte sie uns die weiten Fernen der Berge und der Meere, der fremden Länder und nahm uns mit in die Stille des Waldes, wenn wir müde waren vom Lärm des Alltags und der Arbeit.



Drei Sachverständige

Foto: Max Elliesen („Bavaria“)

Nun ist sie gewachsen, die Lokomotive, das Bild unserer Jugend stimmt nicht mehr; ehrfurchtgebietend, fast drohend, schiebt sie sich in die dämmerigen Hallen der Bahnhöfe der großen Städte, faucht vorbei an den mit den kleinen, freundlichen Gärten geschmückten ländlichen Bahnhöfen, Stellwerke und Bahnwärterhäuschen, und wir stellen fest, daß unsere Liebe nicht kleiner geworden ist, während sie wuchs. Fest und unlösbar ist unsere Jugenderinnerung mit ihr verbunden; wir wissen heute mehr von ihr und von denen, die auf ihr wirken, bei Tag und bei Nacht. Wir haben die großen Lokomotivschuppen aufgesucht, kennen den empfindlichen Organismus der Lokomotive und sehen auch heute noch im Lokomotivführer und Lokomotivheizer die bewährten Helden und Hüter unserer Sicherheit, die mit den bunten Lichtern der Strecke vielsagende Zwiesprache zu halten verstehen, wenn Nebel oder Dunkelheit sich um die Schienenwege ballen.

Einmal nur hat sie mir Sorge gemacht, die Lokomotive, als ich in der Schule gefragt wurde, woher das Wort Lokomotive eigentlich kommt; ich hatte in dieser Unwissenheit gute Gesellschaft, denn die meisten wußten es nicht. Aber ich fühlte mich besonders beschämt, weil ich eben doch eine so große Liebe zur Lokomotive hatte. Nun, als der Lehrer es erklärt hatte, haben wir es nicht mehr vergessen. Unsere Leser werden es wissen! Oder nicht? Nun, — die Sache ist so:

Das Wort Lokomotive kommt, wie so manches, was wir nicht wissen, aus dem Lateinischen und bedeutet soviel, wie „von der Stelle bewegen“, (loco = von der Stelle; movere = bewegen.)

Inzwischen ist das Flugzeug gekommen; auch das Auto hat seinen unvergleichlichen Triumphzug durch die Welt angetreten; der elektrische Strom ist in die Gebiete eingedrungen, in denen die Lokomotive uneingeschränkte Herrscherin war. Ist die Lokomotive in Gefahr? Merkwürdig, trotz aller vieler Konkurrenz ist sie doch der besondere Liebling der Jugend geblieben. Das kommt wahrscheinlich daher, daß sie freigeibiger ist, wenn man sich mit wissensdurstiger Seele an sie heranmacht. Sie läßt sich leichter studieren und wohl ergründen, als die vielen anderen Fahrzeuge, die ihr Konkurrenz machen. Vielleicht aber kommt es auch daher, daß die Lokomotive eigentlich doch am meisten sichtbar die Zusammenarbeit von Mensch und Maschine zeigt, und daß wir alle immer wieder auf sie angewiesen sind, auf ihre Zuverlässigkeit, auf ihre regulierte Eile, auf ihren Weg und auf die Menschen, die so vertrauensvoll von dem hohen Stand auf den Bahnsteig herunterschauen; zuweilen sind sie ein bißchen verrückt, aber wir nehmen das nicht übel, wir wünschen es uns sogar, weil eben doch der wahre Held auch der Arbeit selten im Frack und im Zylinder wirkt und kämpft.

Die Lokomotive ist das beherrschende Fahrzeug der Welt, trotz aller Konkurrenz; sie ist auch — immer noch — das beherrschende Spielzeug der Welt; und das beweist genug. Eisenbahnspielen und Lokomotivspielen ist schon eine große Sache; Eisenbahnfahren ein Erlebnis für alte und junge Jugend.

F. H.

Die Tat des Herzogs d'Ornay

Von Ernst Höppler

Wenige Minuten nach Beginn des zweiten Aktes verließ der Herzog d'Ornay seine Loge. Mit ruhiger und fester Stimme sagte er zur Herzogin: „Entschuldigen Sie mich, bitte, auf zwei Minuten.“

Schnell durchschritt er das Foyer, öffnete die Tür zum Bühnenhaus der Pariser Oper und wandte sich an ein Mitglied des technischen Personals: „Verzeihen Sie, ich suche die Garderobe der Tänzerin Njotta Bandrini.“

„Die vierte Tür rechts, mein Herr!“

Die Tänzerin Njotta Bandrini stand um diese Zeit im Zenith des Ruhmes. Die Hauptstädte der Welt bemühten sich um ihre Gastspiele, und die Kritik pries sie als zweite Pantomime. Als sich der Herzog bei ihr melden ließ, dachte sie einen Moment nach, doch erinnerte sie sich nicht, ihm vorher begegnet zu sein. Sein Besuch kam ihr unangelegen, und sie beschloß, ihn zu einem kleinen Verlassen der Garderobe zu bewegen. Sie erhob sich, und während der Herzog ihr entgegenkam, zwang sie plötzlich eine unsichtbare Macht, ihn anzusehen. Sie spürte, wie seine Augen näher und näher kamen, und daß ein Stachel über ihren Eibern sie veranlaßte, zum Sessel zurückzufahren. Sie erreichte ihn noch, um im gleichen Augenblick einer Ohnmacht zu verfallen. Wieder erwachte, fand der Herzog neben ihr. Er reichte ihr ein Glas und verließ mit einigen bedauernden Worten und der Frage, ob ihr Hilfe erwünscht sei, den Raum.

Wenige Minuten später rief die Glöde sie zur Bühne, auf der sie dann mehr träumend den verhängnisvollen Tanz als Amor, bewaffnet mit Bogen und Pfeilspitzen, tanzte und gegen jede Logik und Berechnung die Herzogin d'Ornay tödlich verlegte. Da der Besuch des Herzogs in ihrer Garderobe nicht unbekannt geblieben war, wurde sie wegen Mordes aus Eifersucht unter Anklage gestellt. Vollkommen apathisch hörte sie sich am Hauptverhandlungstag die konstruierten Begründungen an und schaute dadurch ihrer eigenen Sache. Mehr und mehr sah das Gericht in ihrem stillschweigenden Einverständnis ihrer Schuld und verurteilte sie wegen schwerer Körperverletzung mit nachfolgendem Tod zu fünf Jahren Zwangsarbeit.

Nach Ablauf dieser fünf Jahre tauchte eines Tages vor dem Kasino in Monte Carlo eine Blumenhändlerin auf. Die einst die Kunst der Njotta Bandrini bewunderten, schritten achlos vorbei. Sie erinnerten sich nicht, diese Frau jemals in ihrem Leben gesehen zu haben. Das Schicksal hatte ihre Geschickslinie verändert, in ihre Stirn Furchen gelegt, und das wilde Flackern ihrer Augen war einem verhaltenen Glanz gewichen. Der Schmerz hatte sie geädelt, und der eiserne Wille, noch einmal die einstige Höhe zu erreichen, ihr Gesicht herber und ausdrucksvoller gestaltet. Mit jähem Ausbruch sparte sie die überschüssige ihrer Tagesverkäufe, um noch einmal den Glanz des Ruhmes zu erfassen.

Als ich in jener Zeit die trügerische Stadt des Glückes besuchte, bemerkte ich sie in der Nähe des Kasinos und, ihre edlen Züge überraschten mich. Ich glaubte, in ihnen die klassischen Linien der Antike zu erkennen. Ihre Augen sprachen von bitteren Erlebnissen und schienen die Welt nur in Grau zu sehen.

War es das Glück, das mich nachher am Spielstisch streifte, so daß ich nie das Kasino betrat, ohne von ihr eine Blume für mein Knopfloch zu kaufen, oder war es der Wunsch, mich dieser Schönheit Italiens zu nähern, um das Geheimnis ihrer traurigen Züge zu erfahren? Dazu fand ich aber erst nach Wochen Gelegenheit, als sich das Glück der rollenden Kugel von mir gewandt hatte und ein schillernder Sommerabend mich planlos durch die Stadt trieb. In einer jener kleinen Gassen, die dem Auge noch eben den Blick zum Meer gelassen, sah ich in einer Taberne beim Amantissimo, als die Blumenhändlerin den Raum betrat und ihren Kunden vom Kasino erkannte.

„Ah, Signore“, sagte sie lächelnd und reichte mir ihre Hand. Dieser Abend, den ich in ihrer Gesellschaft verbrachte, steht noch heute lebendig vor mir. Der singende Tonfall ihrer Stimme ist so stark in mir haften geblieben, daß mich an manchen Tagen der Wunsch, noch einmal diese süßliche Landschaft zu durchstreifen, quälend verfolgt. Wieder und wieder füllten mir die Gläser, deren Inhalt ich die Erzählung ihres Lebens verdante.

„Es dauert noch lange, Signore“, schloß sie den Bericht ihrer Kerkerr Jahre, „Kostüme, wie ich sie benötige, sind teuer. Vor zwei Jahren wurde ich entlassen, aber ich habe noch nicht die Hälfte erhalten können.“

Es war Mitternacht vorbei, als wir uns trennten. Jüngere Zeit schlenderte ich noch durch die Gassen und ging am Meer entlang, das sich regungslos dem Schlaf hingab. Erst im Morgenbämmern legte ich mich nieder und sah noch im Traum die Gestalt der Tänzerin, vom Rampenlicht bestrahlt, schattenhaft über eine Bühne schweben.

Mein Aufenthalt in Monte Carlo neigte sich dem Ende zu. Es war gegen vier Uhr nachmittags, meine Besuche im Kasino waren seltener geworden, denn das Glück hatte mich endgültig verlassen. Wie üblich, unterhielt ich mich auch an jenem Nachmittag einige Minuten mit der Tänzerin, als plötzlich ein Herr, den ich auf Mitte der Fünfzig schätzte, an ihren Stand trat. Sein Haar schimmerte an den Seiten bereits weiß, und seine Gesichtszüge waren übermäßig eingelassen. Als er für die ausgewählten Blumen ein Geldstück hinlegte, flügte er, überlegte einen Augenblick und sagte:

„Woher kennen Sie mich? Wir müssen uns irgendwo bereits begegnet sein...“ Kaum hatte er jedoch diese Worte an sie gerichtet, als ein Jude sein Gesicht überzog und eine unliebsame Erinnerung in sein Gedächtnis zurückgekehrt schien. Er wandte sich ab. „Ich muß mich irren“, sagte er leise hinzu. Ich bemerkte, wie ihr Gesicht vibrierte, wie Blässe ihre Wangen bedeckte und ihre Augen ihn ununterbrochen anblickten, als traue sie ihnen nicht. Dann aber sagte sie mit bitterer Stimme: „Sie irren sich nicht, Monsieur, wir kennen uns!“

Der Fremde wich ihren Wilden aus. Hastig nahm er die Blumen und ging fort. Dieser Vorfall setzte ich mir in den Kopf und blickte dem Manne nach, selbst noch, als er nicht mehr zu sehen war.

„Es war der Herzog d'Ornay“, sagte sie nach einer Weile zu mir. „Haben Sie seine Augen gesehen, Signore?“

Ja, ich hatte sie gesehen, und mit aller Gewißheit fühlte ich, daß diese Augen es waren, die die Fluchtung des Pfelles bestimmt hatten.

Während der nächsten Tage wartete ich vergebens vor dem Kasino. Ich fürchtete schon, sie sei krank geworden. Aber es waren ganz andere Ereignisse eingetreten, die ihr Fernbleiben veranlaßt hatten. Erst nach vier Tagen sah ich sie wieder, als ich während der Pause durch die Wandelhalle des Opernhauses ging. Am ersten Augenblick glaubte ich an ein Drafspiel meiner Sinne, denn die Frau, die in großer Abendtoilette stand, konnte unmöglich die Blumenhändlerin sein, die jeden Centimes für die Rückkehr in jene Welt aufsparte, die sie einst unter so erschütternden Umständen verlassen mußte. Und dennoch war sie es, denn kaum hatte sie mich erblickt, als sie lächelnd mir entgegenkam.

„Ein neues Leben hat begonnen, Signore. Sind Sie heute abend frei? Ja? Dann seien Sie mein Gast. Diese Revanche schulden Sie mir noch!“

Es war, als habe sie die Erinnerung an die Jahre des Unglücks vollständig abgeschüttelt, die Demütigung des Schicksals vergessen und endgültig überwunden, denn die herben Züge traten nicht mehr hervor. Noch einmal spiegelte diese

reife Frucht die Anmut der Jugend wider und erhöhte den Reiz ihrer Gestalt.

Nach Beendigung der Oper erwartete ich sie im Foyer. Ich war in denkbar bester Laune und sah dem Abschluß dieses Abends sowie der Art unserer Trennung mit neugierigen Erwartungen entgegen. Vor allem aber war ich begierig, die Ursache dieser überraschenden Veränderung zu erfahren, die mich seltsam erschien und ich mir nicht erklären konnte.

„Vor drei Tagen“, begann sie dann, „dem Tag also, der unserer Begegnung mit dem Herzog d'Ornay folgte, besuchte mich ein Beamter der Credit Foncier und teilte mir mit, daß ein namhafter Betrag für mich deponiert worden sei. Ich ging mit ihm zur Bank und war über die Höhe erstaunt. Es war wirklich ein enorm hoher Betrag. Den Namen des Auftraggebers konnte ich jedoch nicht in Erfahrung bringen, aber dann es ein anderer als der Herzog gewesen sein? Von so viel Edelmut war ich verwirrt. Begeistert diese Handlung nicht seinen Glauben an meine Unschuld, obgleich es seine eigene Frau war, die durch eine unglückliche Verletzung von mir getötet wurde? So war meine Ansicht über ihn falsch, ich tat ihm unrecht, nicht wahr?“

Der Streit um die Tanne /

Von
Ernst Rünter

Die Hofste zum Klosterhof und zu den schönen Klosterruinen — der Sehenswürdigkeit des kleinen Kurortes im Schwarzwald — bildet das alte Torhäuschen mit eingebautem Durchlaß. Dahinter, am Eingang zum Garten, steht eine herrliche, schlanke, wohl 15 Meter hohe Tanne. Der Wipfel der Tanne über dem Häuschen rundet das romanische Bild wunderschön ab. Wie ein alter Holzstumpf sieht das kleine schmucklose Haus aus mit der darüber herausragenden Tanne; ein Döhl, und für die Fremden ein Punkt von besonderem Reiz.

Nicht so für Frau Düring, deren Haus dem Torhäuschen benachbart ist und kaum anderthalb Meter vom Gartenzaun und somit von der Tanne entfernt steht. Ihr war die Tanne seit langem ein Dorn im Auge, und sie bemühte sich unablässig, den Wipfel zur Abholzung des Baumes zu bewegen. „Alle zwei, drei Jahre“, sagte sie wiederholt, „habe ich Dachreparaturen, die in die Hunderte von Mark gehen. Die Tanne wirft Holzwerkzeug: ihre Äste und dürren Zweige auf mein Dach. Dadurch verkaufen Dachschindeln und Holztafelung. Und niemand erspart mir den Schaden.“

Ihre beweglichen Klagen rührten aber nicht das Herz des Torhäuschenbesizers, des Majors von Weisbach.

„Mache Sie, was Sie wollen“, erklärte der Major eines Tages mit militärischer Kürze und schwäbischer Derbheit.

Nach dieser blühenden Absage stürzte die wutentbrannte Frau schnurstracks zum nächsten Rechtsanwalt und beschwor ihn, ihr gutes Recht vor dem Kadi zu erkämpfen.

Hiermit waren die Feindseligkeiten eröffnet, und sie nahmen einen munteren Verlauf. Monatslang tobte ein erbitterter Kampf um das Dasein der friedlichen Tanne, die nichts davon ahnte, mit welcher Hartnäckigkeit man ihr an ihr beschiedenes Leben wollte. Die Alten schwollen an. Der Kreis der Leute, deren Interessen sich mittelbar oder unmittelbar mit dem Sein oder Nichtsein der Tanne verknüpfen, vergrößerte sich. Die am meisten in Mitleidenschaft gezogenen waren die beiden Nachbarkinder, Erna Düring und Martin von Weisbach, die sich liebten und bald Verlobung feiern wollten. Daraus wurde also vorläufig nichts.

Die Entzweiung der beiden Familien und ihrer Sippen griff wie ein freiesendes Übel immer weiter um sich. Und unter den Zusammengehörigen selber gab es Unstimmigkeiten. Frau Düring mußte sich manches von ihrer Tochter sagen lassen und auch Vorwürfe ihrer im Ort lebenden Schwester einstecken. „Du wirst noch deine paar Sparagassen mit dem Haus verpropiessieren“, prophezeite die Schwester verdrücklich. „Schließe einen Vergleich!“



60 Jahre Hermannsdenkmal

Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, das am 16. August 1875 eingeweiht wurde, zum 60. Geburtstag des Denkmals wird im Wuppertaler Landestheater in Detmold eine Weishestunde stattfinden.

Ich schwieg. Sollte ich reden und ihr erklären, daß er selbst die Herzogin getötet hatte und nur sein Gewissen durch Geld erleichterte? Nichts wäre damit erreicht, außer daß sie das Geld zurückgeben hätte. Aber soweit dieser Mann überhaupt eine Entschädigung geben konnte, jede Summe wäre zu gering. Er hatte ihr Leben als Künftlerin gestört, und der Betrag war nur Anerkennung seines Schuldgefühls.

„Sie antworten mir nicht, Signore. Teilen Sie nicht meine Ansicht?“

„Nein, nicht ganz; er bezahlte mir einen geringen Teil seiner eigenen Schuld.“

„Seiner Schuld? Ich verstehe Sie nicht...“

„Lassen Sie nur. Jetzt liegt das Leben wieder offen vor Ihnen, und Sie haben viel nachzudenken. Denken Sie nicht mehr an diese Jahre.“

Erst im Morgengrauen trennten wir uns, wir waren endgültig Freunde geworden. Obgleich ich mir immer wieder Mühe gab, auch ihr Herz zu gewinnen, blieb dieser Erfolg mir verweigert. Dennoch konnte mein Aufenthalt in Monte Carlo keinen würdigeren Abschluß finden. Wenige Tage später fuhr Njotta Bandrini über Genua nach den Staaten. Ihr Wille zum Leben entsagte alle künstlerischen Kräfte in ihr und gab ihr den Mut zurück, der ihrer Kunst entsprach. Ich aber verließ bereits am nächsten Tage das trügerische Paradies an der Côte d'Azur und legte mir während der Fahrt immer wieder und wieder die Frage vor, ob ich wirklich der einzige sei, der um die Tat des Herzogs d'Ornay wußte.

Da verkündete im kritischen Moment der Rechtsanwalts seiner Mandantin triumphierend, daß Urteil sei in erster Instanz zu ihren Gunsten gesprochen worden.

Der Anwalt des Gegners legte aber sofort Berufung ein, und so kam der Prozeß in die zweite Instanz. Jetzt nahm auch der Hofmeister des Bezirks, der vor langen Jahren einmal in irgendeiner Angelegenheit Zwistigkeiten mit dem Major gehabt hatte, für Frau Düring Partei. Das Hofamt befand sich gegenüber von Frau Dürings Haus, also an der anderen Flanke des Torhäuschens. „Die Tanne hat ein ganz flaches Erdreich“, erklärte der Hofmeister, „bei einem Sturm kann sie leicht umgeworfen werden und unter Umständen mit dem Wipfel auf Hofstall fallen und Schaden anrichten.“

Das Sachverständigenurteil des Hofmeisters tat vor Gericht seine Schuldigkeit. Die Lage des Torhäuschenbesizers verschlechterte sich, so daß auch in zweiter Instanz keine Aussicht für ihn bestand, den Streit zu gewinnen. Als sich dergestalt die Waage der Gerechtigkeit offensichtlich zugunsten der Klägerin geneigt hatte, spielte der Beklagte unerwartet noch zwei starke Trümpfe aus, wodurch der Endsieg der Düringpartei in letzter Minute sehr in Frage gestellt wurde. Der Anwalt des Majors hatte sich an den beschuldigten Heimatschutz gewandt mit dem Erfolgs, daß dieses Amt die Fällung des Baumes, der zu einem Heimatschutzdenkmal gehöre, unterlagte.

Da erschien an einem Vormittag ein Abgesandter des Majors in der Wohnung der Witwe. „Ich soll Ihnen mitteilen“, erklärte er förmlich, „daß der Herr Major die Grundstücksgränze jetzt frei gemacht haben will, wenn Sie in der Tannenfrage nicht nachgeben.“

Das bedeutete für die Witwe einen harten Schlag. Ihr Gartenhäuschen war feinerzeit genau an die Wartung der angrenzenden Grundstücke gebaut worden. Um die Forderung des Majors zu erfüllen, mußte sie die Laube einreißen lassen, deren Rückwand wenige Zentimeter des fremden Bodens bedeckte.

In diesen Tagen wurde im Berufsverkehr der Klägerin abermals das Recht auf die Tanne zugesprochen. Sie nahm die Urteilsakte offen in die Hand, so etwa wie das Gesangsbuch beim sonntäglichen Kirchgange, und begab sich damit zum Bruder, der vor dem Ort ein Sägewerk hatte. „Ich will dich fragen, Christian, ob du mir Arbeiter zum Umlegen der Tanne stellen kannst?“

„Ja, das kann ich wohl“, sagte der einfache, biedere Mann. Er ließ von der Arbeit ab und wandte sich seiner Schwester zu. „Einen schönen Stamm hat die Tanne, Schwester. Daraus könnte man allerlei machen.“

Die Geschwister fanden in der Abenddämmerung vor dem Haus. Es war herrlich kühl. Eine Anzahl Vögelchen und Wädelchen zogen auf der Landstraße vorbei, mit verschränkten Armen eine Kette bildend. Der Anblick des Sägewerks gab einem der jungen Leute in den Sinn, das Lied „Dort unten in der Wäldchen“ anzustimmen. Die Geschwister vergaßen ihr Gespräch und lauschten dem in der Ferne verklingenden Lied von dem Tannenbaum, dessen Stamm in der Sägemühle zerhackt wird und von dem der zukunfts Wälder sich ans Sterben erinnern läßt:

Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh!

Die Melodie erklang sanft und schwermütig in der Abenddämmerung:

Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer...

„Ja, ja“, sagte der Bruder leise. „Vier Bretter... daran haben wir beide auch einmal genug... Es können auch vier Bretter von der Tanne sein, Hannchen!“ Er trat auf die Schwester zu und ergriff in verhaltener Bewegung ihre Hände. „Schwesterherz, schaff den häßlichen Streit, unter dem die Kinder der Segner am meisten leiden, nicht nur gerichtlich, sondern wirklich aus der Welt, und zwar dadurch, daß du die Tanne nicht umbauen läßt!“ bei er eindringlich. „Laß sie in Frieden leben, wie du selber auch den Rest deines Lebens im Frieden verleben mögest!“

Am nächsten Tage meldete der Major sich bei der Witwe. „Frau Düring, die Tanne wird als rechtens umgebaut werden?“ fragte er heiter und mit einer alles Fälsche auslöschenden Ritterlichkeit. „Dann können wir ja wieder Freunde sein, geht?“

Frau Düring legte froh ihre Hand in die bargelohene Rechte und sagte einfach: „Ob die Tanne umgebaut werden soll oder nicht, — darüber mögen unsere Kinder entscheiden, die nach uns im Hause wohnen. Ich lasse sie stehen. Mir genügt die gerichtsliche Befähigung, daß ich gegebenenfalls im Rechte wäre, den Baum umbauen zu lassen.“

So machte der kampferprobte Major die Erfahrung, daß es leichter ist, bärte, denn eigensinnige Feinde zu besiegen. Die Tanne aber steht heute noch zur Freude aller Naturfreunde und Spargäße.

Seidenraupenzucht im Mühlenbüsch

Wir besuchen die Beispiels-Rauperei des Kreises Grevenbroich
Neuß — Jede Raupe spinnt 3000 Meter Seidenfaden

Seide, Traum der Frauen seit alters her, sich mit diesem feinsten aller Gewebe zu bekleiden, nicht minder aber auch der Männer, die sie heute allerdings hauptsächlich in Form von Krawatten erstreben. Bereits vor mehr als 3000 Jahren vor Christi Geburt wurde die Seide in China hergestellt, und jahrtausende hindurch haben die Chinesen das Geheimnis der Herstellung streng gewahrt. Wie sehr geachtet die Seidenherstellung im Reich der Mitte war zeigt die Tatsache, daß die

Zucht weiterhin vorbreiten.

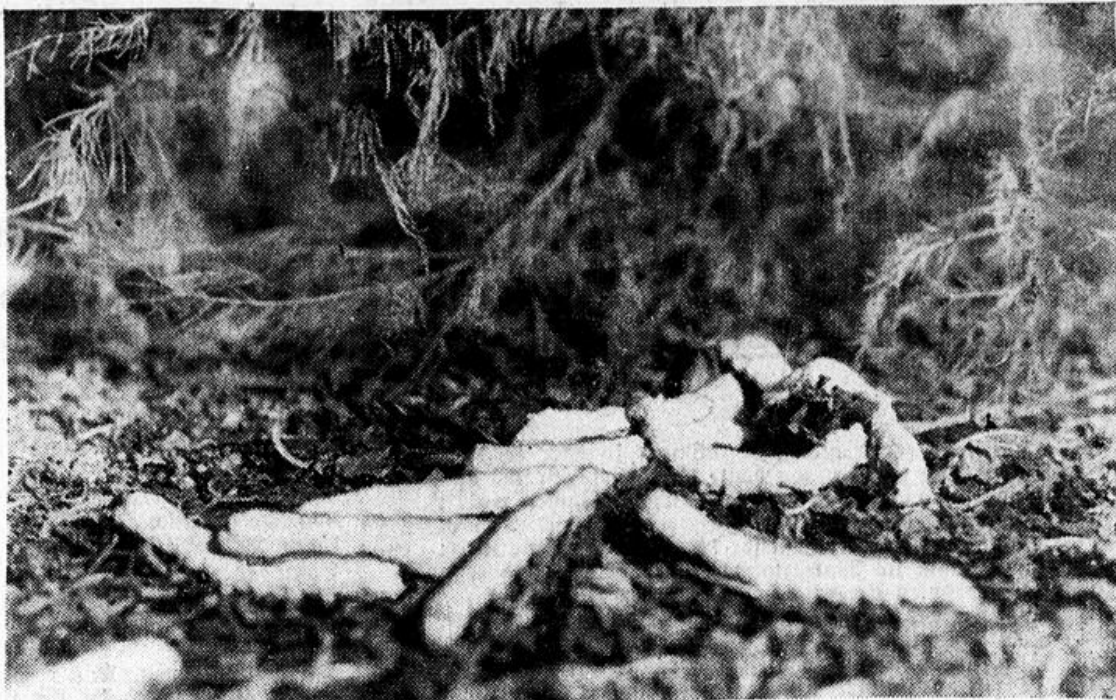
Kommt man als blutiger Laie dorthin, mit keinem andern Wissen belastet, als daß die Seidenraupe sich von den Blättern des Maulbeerbaumes ernährt, so sucht man zunächst einmal alles ab nach den Maulbeerbäumen. Und wenn man die glückliche Gegend hat, oder vielmehr gezeigt bekommt, so schaut man sich die Augen aus nach den Raupen, die man dort in Massen nistend vermutet. So erging es uns auch, und wir überließen uns dann willig den sachkundigen Erklärungen und der Führung von Frau Garben.

Vor allen Dingen: Seidenraupen sind sehr vornehme Tierchen, die einen Extrajalon für sich beanspruchen, wo sie ihr so nützliches aber nur kurzes Dasein verbringen. Aber machen wir es einmal hübsch der Reihe nach.

Um eine einheitliche Zucht zu gewährleisten, ist die Gewinnung der Raupeneier in Deutschland zentralisiert, wodurch auch die Entfaltung von Krankheiten verhindert wird. Der Seidenraupenzüchter bekommt also keinen Schmetterling (Seiden Spinner) zu sehen, diese schlüpfen nur in der Reichsfachschaft für Seidenbau in Celle, Hannover aus den Puppen und legen nur dort ihre Eier, jeder etwa 200 bis 250 Stück, ab. Der kleine Seidenraupenzüchter bezieht diese Eier von dort, die so ähnlich aussehen wie Mohntanen, nur etwas heller. Das ist eine sehr billige Angelegenheit, denn das Gramm kostet nur 22 Pfennig und in Neuenbaum werden z. B. in dieser Saison nur 15 Gramm zum Ausbrüten gebraucht, in 3 Staffeln zu je 5 Gramm. In einem warmen Raum schlüpfen nach etwa 10 Tagen unter bestimmter Temperatur die kleinen Räupchen aus, und dann geht gleich die Fresserei los.

Das ist nun die Hauptsache bei der ganzen Zucht, denn die Tiere sind verwöhnt, verschmähen sämtliche Federbüschel und verlangen dringend nach den Blättern des Maulbeerbaumes. Es kann also nur der Seidenraupenzüchter betreiben, der über genügend Maulbeerbäume oder Maulbeerheiden verfügt. Hier springt mit seinen Erklärungen der Herr des Hauses Garben ein. Im Jahre 1930 sei er hierher gekommen und er habe damals, ohne an Seidenraupenzucht zu denken und lediglich um für seinen Besitz einen entsprechenden landwirtschaftlichen Abschluß zu haben die Maulbeerheiden angepflanzt. Es kommen hierfür 2 bis 3-jährig veredelte Pflanzen in Frage, über deren Bezug man sich bei der Reichsfachschaft in Celle unterrichten kann. Die „morus alba“, so heißt die für hier richtige Art, gedeiht auf jedem Boden und, was vor allen Dingen wichtig ist, sie ist frosthaltig. Es bedarf denn stetigen Gießens und Düngens, und außerdem muß bei jeder Pflanze in jedem Jahr zurückgeschnitten werden, damit sie sich von unten aus stockt und möglichst viel Laub ansetzt. Nach 2 Jahren wird dann die Pflanze soweit sein, daß mit einer Probezucht begonnen werden kann.

Nun zurück zu den Raupen. Ihr Dasein ist paradiesisch, nach der Uhr, leiten keine Zeitungen, faulenzten und freieren. Wenn sie einige Tage alt sind, kommen sie in ihren eigentlichen Aufenthaltsraum, ein helles Zimmer im oberen Stockwerk. Hier sind Stelagen errichtet, in denen sie nun Quartier beziehen. Es geht ihnen so gut, daß sie eigentlich keinen Grund hätten, aus der Haut zu fahren, aber sie tun es dennoch. Nicht aus Mangel, sondern aus Platzmangel, da ihnen das alte Kleid schnell zu eng wird. Nach der vierten Häutung, etwa 25 Tage nach dem Ausbruch, sind sie zu ungefähre Zeigefingergröße herangewachsen und vollbringen eine Refordleistung im Konsum von Maulbeerblättern. In diesen letzten 10 Tagen ihres Raupendaseins verzehren sie zweidrittel von dem, was sie bisher gefressen haben. Während sie bis dahin ruhig dalagen und nur auf das Futter warteten werden sie nun unruhig. Schließlich suchen sie sich ein Plätzchen an dem Spar gelgrün, das an allen Seiten angebracht ist, krümmen sich zusammen und dann beginnt das eigentliche Wunder des Seiden spinners. Aus den Spinnbrühen, langen Schläuchen an den Unterlippen, scheiden sie den unendlich feinen Seidenfaden aus in einer



Seidenraupen in Großaufnahme

Länge von 2 bis 3000 Metern, und zwar ist dieser Faden an einem Stüd, und wird auch später an einem Stüd abgehalpelt.

Deshalb heißt es für den Züchter den richtigen Augenblick abpassen und die Kokons, so heißt das etwa 4 Zentimeter lange eierförmige Gespinnstgebilde abnehmen. Wird damit zu lange gewartet so schlüpft nämlich, 8 bis 9 Tage nach der Verpuppung der Schmetterling aus und der Rest kommt nur noch für die Abfallspinnerei in Betracht, ist also damit auf einen Bruchteil entwertet.

Die gesammelten Kokons werden an die Reichsfachschaft eingesandt und von dort aus erfolgt die Bewertung und Abrechnung. Mit dem Einsenden der Kokons ist die Arbeit des Raupenzüchters getan und er wartet nun, bis die nächste Staffel weit genug ist.

Man sieht, daß die Möglichkeit zur Zucht für jeden, der über etwas Land zum Anpflanzen von Maulbeerheiden oder Bäumen verfügt, ohne besondere Schwierigkeit ist. Eine Existenz ist die Seidenraupenzucht nicht, aber sie stellt einen angenehmen Nebenverdienst dar, der sich bei einer Aufzucht von 25 Gramm



Beim Pflücken der Maulbeerblätter

Kaiserin Si-lung-shi, die die Kunst des Abhalpelns des langen Seidenfadens erfinden haben soll, sogar zur Gottheit erhoben wurde. Im Jahre 555 wurde das Geheimnis mit den notwendigen Raupeneiern und Maulbeerpflanzen nach Konstantinopel geschmuggelt und von hier eroberte sich dann die Seidenherstellung schnell die ganze Welt. Nur in Deutschland hat man lange mit der Zucht der Seidenraupen zurückgehalten, bis sie in Notzeiten durch Friedrich den Großen eingeführt wurde, dann aber bald wieder zurückging. Erst in neuerer Zeit gewinnt die Seidenraupenzucht auch in Deutschland wieder an Verbreitung.

Auch in Neuß und in der Umgebung hatte man vor einigen Jahren mit der Zucht von Seidenraupen begonnen, aber man hat es meist wieder aufgegeben, da man vielfach von falschen Voraussetzungen in Bezug auf die Wirtschaftlichkeit ausging. Nur an einer Stelle in Neuß wird, soviel uns bekannt, die Zucht fortgeführt.

Nun ist in Neuenbaum bei Rosellen, gleich am Rande des Mühlenbüschs wieder eine Rauperei entstanden, die wir dieser Tage einmal besucht haben. Dort liegen nebeneinander eine Reihe von Stelagen, zu denen je 12 Morgen Land gehört. Eine davon gehört dem Bauern Erich Garben, der 10 Jahre in Samoa gelebt hat und dessen Gattin von einem längeren Aufenthalt in Rumänien her mit der Zucht der Seidenraupen gründlich vertraut ist. Dort ist nun die Beispielsrauperei des Kreises Grevenbroich-Neuß, und von hier aus soll sich die



Die gute Stube der Seidenraupen



Festabend vor der Samoa-Hütte

Raupeneiern, (was allerdings schon eine ganze Menge ist) auf rund 270 Mark in der Zuchtsaison beläuft. Die Arbeit ist nicht schwer, aber erfordert einige Ausdauer, besonders beim Blätterpflücken. Die Sache zu erlernen wird auch Möglichkeit gegeben, denn nur aus der Praxis wird man alles das lernen können was nötig ist, um Fehlschläge und Enttäuschungen zu vermeiden.

Unsere Gastgeberin erzählt uns mit Stolz, daß die Seidenbluse die sie trägt von Seidenraupen stammt, die sie selbst in Rumänien gezüchtet hat.

Wir gehen noch einmal durch den Garten, zwischen tausenden von Sträuchern mit den besten Sorten Veerenobst hindurch. Der ganze Betrieb dort ist ein Muster von intensiver Bewirtschaftung. Auch eine Geflügelzucht ist damit verbunden und die hunderte von weißen Leghorn fühlen sich wohl dort und legen aus diesem Gefühl heraus fleißig Eier. Eine Samoa-Hütte mit Schilfbach, als Gartenhaus, ladet zum schattigen Verweilen ein. So schön ist es dort, daß man als Städter Lust bekommen möchte sich auch so anzuliebeln, wenn man eben etwas von der Wirtschaft verstände. Man merkt in dieser schönen Umgebung, am Mühlenbüsch nicht, wie die Zeit vergeht, und besonders erfreulich ist dabei, daß man nun endlich weiß, woher die Seide kommt.

W. Pf.

Aufnahmen: W. Pfeifer Neuß

Meine Freundin, die Dollarpfeinzessin

Ein Erlebnis in den USA auf meiner „Tippelei um die Erde“

Von Josef Dopfner

3.

Mir war es ja gleich, ob ich jetzt so oder so hieß. Auf jeden Fall war ich von heute ab Jimmy Brown aus Chicago. Ich ließ mir unter diesem Namen sofort Visitenkarten anfertigen und platzierte am andern Tag in die Schuhfabrik. Einem Diener übergab ich meine Karte aus und nahm im Wartezimmer Platz. Nach etwa zehn Minuten erschien der alte Herr Holmes:

„Guten Morgen, Mister Brown, kommen Sie, bitte, in mein Privatbüro.“

Ich schritt neben dem sehr eleganten alten Herrn ins Direktionszimmer und versank in einem abgrundtiefen Lederkubissessel.

„Mister Brown, Sie haben in Miami meine Tochter Mary vom Ertrinken errettet und Sie sind jetzt in New York ohne Arbeit. Mary erzählte mir viel von Ihnen, und ich will Ihnen gern helfen.“

„Vielen Dank, Mister Holmes, ich tat damals in Florida nur meine Pflicht. Und wenn ich nun in Ihrer Fabrik Beschäftigung finden sollte, so werde ich auch meine Pflicht tun und die Arbeit so machen, wie Sie es wünschen.“

„Ich will Sie nicht als Arbeiter an eine Maschine stellen, Sie sollen in meinem Betrieb als Beamter unterkommen. Sind Sie in der Lage, mit deutschen Großfirmen zu korrespondieren?“

„Sicher kann ich das.“

„Wir haben in unserem Betrieb mehrere deutsche Schreibmaschinen. Wollen Sie sich zum Probieren eine anschauen?“

Mister Holmes und ich gingen zum Schreibmaschinen-Saal. Ein Großbetrieb! Schreibmaschine reichte sich an Schreibmaschine, auf denen fleißige Hände in allen Welt-Sprachen Briefe tippten. Wir kamen in die Abteilung German.

„Hier ist Miß Müller aus München (München), eine gute Stenotypistin, die schon lange in meinem Betrieb ist“, sagte Mister Holmes.

Mein neuer Chef drückte mir zum Abschied die Hand. In bester Laune verließ ich das Fabrikinterior und damit meine neue Wirkungskstätte.

Mary wartete auf mich und war auf das Ergebnis der Besprechung mit ihrem Vater neugierig.

„Darling, ich habe jetzt deinen Papa als Chef, er hat mich vor einigen Minuten als Auslands-Korrespondent engagiert.“

Sie freute sich sehr darüber, und zur Feier des Tages ließen wir uns den damals in den USA noch verbotenen Wein göttlich munden.

Am nächsten Tag rief mich der List wieder zum 16. Stockwerk empor, wo ich bei der Schuh-Compagnie die neue Stelle antrat. Mein Chef zeigte mir persönlich die einzelnen Kontorräume, stellte mich den leitenden Herren vor, und dann nahm ich in der Abteilung Ausland an meinem Schreibtisch Platz. Miß Müller aus München, die in New York das Bier so lange entschoren mußte, lächelte.

„Gräulein Müller, ich habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt: Ich heiße Jimmy Brown, und ich hoffe, daß wir uns vertragen werden.“

„Gewiß, Mister Brown, ich bin Menschenkennerin und glaube, daß wir auskommen werden.“

Und nun ging's an die Arbeit. Von Schwarzfahrten auf Schiffen und Güterzügen kam ich nun zu den Schuhen. Das Leben ist doch schnurrig. Man gewöhnt sich bald an alles, so auch an tausend Paar Spitzenstühle für Tanzgäste, Modell C.

Den ganzen Tag hatte ich nur mehr Schuhe im Kopf, Schuhe hin, Schuhe her. Arbeit gab es in Hülle und Fülle, oft bis in die späte Nacht hinein diktierte ich Briefe um Briefe, und wie halb verrückt rannte ich oft von einem Kontor zum andern, bis ich endlich den richtigen Sachverhalt des einen oder andern Geschäftsabschlusses beisammen hatte.

Ganz heimlich traf ich mich immer mit Mary. An den Sonntagen mußte sie meist zu einer Kostüme greifen, damit wir zusammen mit dem Auto einen Ausflug in die Umgebung der Weltstadt machen konnten. Meist waren wir am Strand in „Long Beach“, um wenigstens einmal in der Woche von der Hast des Alltags in den Wollentragern nichts mehr zu wissen.

Eines Morgens meldete sich Kriminalkommissar Mister Soundso. Er hatte im Betrieb zu kontrollieren, ob keine ausländischen Angestellten und Arbeiter ohne Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung beschäftigt seien. Mir wurde es jetzt zweierlei. Wenn der Kriminalbeamte nur nicht meine Papiere verlangt. In der Lohnbuchhaltung kam er auch auf den Namen Jimmy Brown, Chicago.

Jetzt sah ich richtig in der Allemme! Was sollte ich nun am besten machen? Kontrolliert er mich, dann fliege ich auf jeden Fall ins Rittchen und werde, wenn ich meine Strafe abgedient habe, per Schub nach Europa befördert. Und das wollte ich von den Staaten aus nicht, denn sonst beläme ich nach U.S.A. mein ganzes Leben lang keine Einreisegenehmigung mehr. Daß ich unter falschem Namen arbeitete, verdoppelte wahrscheinlich die Strafe.

„Mister Holmes“, sagte ich zu meinem Chef, „es tut mir sehr leid, aber dringende Familienangelegenheiten zwingen mich, noch heute meinen Posten in Ihrem Betrieb zu verlassen. Ich muß heute noch nach Chicago zurück.“

Es tat mir auch wirklich leid, daß ich Mister Holmes, meinen guten Chef, so unvershämmt anlügen mußte und daß ich überhaupt gezwungen war, meine gut bezahlte Stellung aufzugeben. Der alte Herr schaute mich ernst an und sagte:

„Ist es wirklich ein Familiengrund, der Sie zur Aufgabe Ihrer Position zwingt? Sagen Sie es mir offen,“

gefällt Ihnen irgend etwas in meinem Betrieb nicht, haben Sie zu viel Arbeit oder kommen Sie mit ihrem Gehalt nicht aus?“

„Mister Holmes, ich danke Ihnen vielmals für all das, was Sie für mich getan haben, aber ich muß wirklich aus Ihrem Betrieb scheiden.“

„Dann allerdings, Mister Brown, will ich Ihrem weiteren Fortkommen nicht im Wege stehen und wünsche Ihnen von Herzen weiter Glück auf Ihren fernern Wegen.“

„Ich danke Ihnen, Mister Holmes, nochmals recht herzlich für alles, was Sie für mich getan haben und wünsche Ihnen ebenfalls alles Gute!“

Mit diesen letzten Worten schied ich von Marys Vater. Mary war außer sich, daß ich meinen Posten aufgegeben hatte. Ich konnte nicht anders handeln, denn ich hatte keine Lust, ein amerikanisches Gefängnis von innen kennenzulernen. Sicher hätte mich der Kriminalbeamte auch kontrolliert, und dann wäre alles aufkommen. Am selben Tag erhielt ich aus Miami — Florida — von Fred und Jack folgenden Brief:

„Dob boy!
Deine Karte haben wir erhalten und wollen gleich mitteilen, daß es uns soweit ganz gut geht. Der Ford lebt noch. Fred hatte sieben Tage Arbeit und da belamen wir Geld. Kannst du das Autoleben vertragen? Wie geht es deiner Braut? Einige Wochen werden wir noch hier verweilen und uns in Florida wie die feine Gesellschaft sonnen, dann gehen wir nach Südamerika. Schreibe uns wieder: Miami, Zentralpostamt. Fred und Jack.“

Die beiden Tippebrüder waren also glücklicher als ich. Ich überlegte da nicht lange und beschloß, New York wieder den Rücken zu kehren und auf Reisen zu gehen. Als ich Mary von dem Plan erzählte, weinte sie sehr.

„Schau Mary, ich kann nicht anders. Wir hätten bei meiner Ankunft in New York deinem Vater die Wahrheit sagen sollen und vielleicht wäre es dann ganz anders gekommen. Du siehst jetzt selbst, mit der Lüge kommt man nicht weit.“

„Joß, es ist jetzt alles recht, du kannst doch deswegen auch noch bei mir bleiben, es soll dir in New York nicht schlecht gehen und vielleicht kann ich Papa einmal alles erklären, und er wird sicher alles, was wir gemacht haben, verstehen können“, schluchzte sie.

„Hör mal. Je länger ich ohne Visum in New York bin, desto größer wird für mich die Gefahr, daß ich eines Tages doch erwischt werde. Dann werde ich per Schub nach Europa zurücktransportiert und das möchte ich vermeiden. Ich mache dir jetzt einen Vorschlag: Ich gehe wieder auf Reisen, denn ich will noch Südamerika sehen. Dann gehe ich nach Deutschland zurück. In der Heimat werde ich um eine Einreisegenehmigung nach den Vereinigten Staaten nachsuchen. Vielleicht erhalte ich sie, und dann wird es mein nächstes sein, wieder zu dir zu kommen. Inzwischen verbringe ich mit deinem Papa alles in Ordnung zu bringen, sagst ihm den ganzen Sachverhalt. Ich verspreche dir, daß ich bestimmt wieder nach New York komme, gehe es, wie es wolle.“

Am andern Tag brachte sie mich mit ihrem Wagen an den Bahnhof, wo ich den Süderzug nach Florida bestieg.

„Leb wohl, kleine Mary, ich komme bald wieder“, waren meine letzten Worte. Und wieder flatterten, wie vor vielen Jahren auf dem Gare d'Est in Paris, die Taschentücher im Wind, als der Express langsam die Bahnhofshalle verließ.

Zwei volle Tage wartete ich auf dem Hauptpostamt in Miami — Florida — auf Fred und Jack, denn ich wußte von ihnen nur, daß sie postlagernd „wohnten“.

Wieder stand ich am Eingang zur Post und wartete geduldig. Auf einmal bildete ich zur Seite und — sah ich denn richtig? Fred kam mit dem gleichbrüchigen Ford angelaufen. Auch er sah mich sofort und hätte voll Staunen die Karte bald an den Baum hängen lassen. Er sprang aus dem Wagen.

„Jim, bist du es wirklich? Ja, du bist es wahrhaftig, was machst du denn hier im Süden? Ist deine reiche Freundin auch dabei?“

„Leb wohl, kleine Mary, ich komme bald wieder“, waren meine letzten Worte. Und wieder flatterten, wie vor vielen Jahren auf dem Gare d'Est in Paris, die Taschentücher im Wind, als der Express langsam die Bahnhofshalle verließ.

Zwei volle Tage wartete ich auf dem Hauptpostamt in Miami — Florida — auf Fred und Jack, denn ich wußte von ihnen nur, daß sie postlagernd „wohnten“.

Wieder stand ich am Eingang zur Post und wartete geduldig. Auf einmal bildete ich zur Seite und — sah ich denn richtig? Fred kam mit dem gleichbrüchigen Ford angelaufen. Auch er sah mich sofort und hätte voll Staunen die Karte bald an den Baum hängen lassen. Er sprang aus dem Wagen.

„Jim, bist du es wirklich? Ja, du bist es wahrhaftig, was machst du denn hier im Süden? Ist deine reiche Freundin auch dabei?“

„Leb wohl, kleine Mary, ich komme bald wieder“, waren meine letzten Worte. Und wieder flatterten, wie vor vielen Jahren auf dem Gare d'Est in Paris, die Taschentücher im Wind, als der Express langsam die Bahnhofshalle verließ.

Zwei volle Tage wartete ich auf dem Hauptpostamt in Miami — Florida — auf Fred und Jack, denn ich wußte von ihnen nur, daß sie postlagernd „wohnten“.

Wieder stand ich am Eingang zur Post und wartete geduldig. Auf einmal bildete ich zur Seite und — sah ich denn richtig? Fred kam mit dem gleichbrüchigen Ford angelaufen. Auch er sah mich sofort und hätte voll Staunen die Karte bald an den Baum hängen lassen. Er sprang aus dem Wagen.

„Jim, bist du es wirklich? Ja, du bist es wahrhaftig, was machst du denn hier im Süden? Ist deine reiche Freundin auch dabei?“

„Leb wohl, kleine Mary, ich komme bald wieder“, waren meine letzten Worte. Und wieder flatterten, wie vor vielen Jahren auf dem Gare d'Est in Paris, die Taschentücher im Wind, als der Express langsam die Bahnhofshalle verließ.

„Jim, bist du es wirklich? Ja, du bist es wahrhaftig, was machst du denn hier im Süden? Ist deine reiche Freundin auch dabei?“

„Leb wohl, kleine Mary, ich komme bald wieder“, waren meine letzten Worte. Und wieder flatterten, wie vor vielen Jahren auf dem Gare d'Est in Paris, die Taschentücher im Wind, als der Express langsam die Bahnhofshalle verließ.



Zeichnung: Krusch

„Schau Mary, ich kann nicht anders...“

„Fred, davon später, ich will dir noch alles erklären. Mary ist nicht dabei, sie mußte in New York zurückbleiben. Wo steht denn der kleine Jack?“

„Jack wollte ich auch hier treffen, er macht gerade Besorgungen in der Stadt und muß alle Augenblicke kommen, es ist gleich 9 Uhr, und um diese Zeit habe ich mich mit ihm verabredet.“

„Wie ist es euch denn immer gegangen? Ich staune wirklich, daß der Ford noch lebt.“

„Jim, wir hatten beide ein paarmal gearbeitet, damit wir Benzin für die Karte kaufen konnten, und jetzt erholen wir uns hier in Miami. Oder sollen wir nicht auch einmal ausruhen?“

„Doch, Fred, doch, ihr habt es immer sehr streng gehabt, nur kann ich nicht verstehen, warum ihr euch gleich einen so teuren internationalen Platz ausgesucht habt?“

„International hin, international her, du bist doch auch hierher gekommen? Kannst übrigens gleich bei uns in der Karte wohnen, denn du wirst doch dein Geld, wenn du welches hast, nicht den teuren Hotels geben. Hier ist alles verflucht teuer. Aber wir verdienen hier zur Zeit am Strand als Schwimmler nicht schlecht.“

„Jack kann selbst nicht gut schwimmen, aber den reichen Leuten kann er das Schwimmen trotzdem beibringen.“

„Ich staune über euren neuen Beruf. Schau, Fred, da wackelt Jack an.“ Auch er wußte nicht gleich, was er sagen sollte, als er mich sah, aber dann brach er los:

„Hat dich wohl deine Miß rausgeschmissen? Ja, ja, diese Weiber! Man soll nie mit ihnen anbandeln. Jim, sei nicht traurig. Wir haben unser Verhöl noch und werden uns miteinander die Welt ansehen.“

„Jack, denke nicht gleich so schlecht über die Frauen, ich wurde nicht rausgeschmissen.“

Jetzt erzählte ich den Burschen den wirklichen Sachverhalt, und dann gendelten wir drei miteinander wieder durch die Welt.

Ende.

BLICK IN DIE WELT

Steben Jahre Schachpartie.

Im Mai 1935 ist eine Schachpartie beendet worden, die im Sommer 1928 ihren Anfang nahm. Damals wohnten beide Partner, L. G. Wynne und A. E. Morris, in London. Die Partie dauerte schon eine Woche, da wurde der eine Partner, Mister Morris, sehr krank. Als er die Partie wiederaufnehmen wollte, erhielt er einen Brief seines Partners, der ihm mitteilte, daß er seinen Wohnsitz nach Kapstadt verlegen mußte, sich aber den Stand der Partie notiert habe und nun brieflich die Partie zu Ende spielen wolle. Obgleich sich beide mit der Partie sehr befaßten, brachte die Natur der Sache es mit sich, daß sie sich in die Länge zog. Nun hat Mister Wynne die Partie verloren und erhält alle Auslagen an Porto von seinem Gegner ersetzt.

Er kauft eine Höllemaschine...

Auf groteske Weise wurde ein Taschendieb in Great Falls (Montana) ein Opfer seines „Berufes“. In der Eisenbahn machte er sich an einen Mitreisenden heran, der sorgsam einen ausnehmend sehr wertvollen Koffer hütete. Es gelang dem Dieb, diesen verlockenden Koffer

gegen einen anderen, leeren zu vertauschen. Aber er hatte keine Ahnung, daß seine Beute eine Höllemaschine enthielt, die im Rathaus zu Great Falls zur Explosion gebracht werden sollte. Das Unglück ließ auch nicht lange auf sich warten, denn als der Dieb den Koffer im Hotel schamlos öffnete, explodierte dieser und riß den Dieb in Stücke. Der Attentäter wartete indessen vergebens auf den Erfolg seiner vermeintlichen Höllemaschine.

Dauerhafte Himmelschrift.

Wie aus Merito City berichtet wird, will der dortige Pilot Hope eine Himmelschrift erfunden haben, die mindestens einen Tag lang anhält. Himmelschrift ein Reflektier, der auch in Deutschland bekannt ist, wurde bisher von Flugzeugen bzw. von Piloten geschrieben, wobei der Nachteil nicht zu verneinen war, daß die Buchstaben bald zerflatterten. Dem will nun die Erfindung Hopes abhelfen. Die Buchstaben behalten ihre Form mindestens einen Tag, allerdings ist es nicht zu vermeiden, daß sie vom Winde erfasst und abgetrieben werden. Beratern kann man sie in der Luft noch nicht, aber sie bleiben vollkommen leserlich. Nächste Etappe: Die dauerhafte Tageszeitung am Firmament...?

Die große Stunde!

Ein Volk bricht auf - Mobilmachung 1914

„Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält.“ — — —

Hoffmann von Fallersleben.

Das Gemächte lebt noch, das den gro-
ßen Krieg erlebt hat; ausgewählt bis ins
Innerste, hat es jenen Krieg erlebt, gelebt,
nie zu Ende gelebt, nie, bis zum Heute, zum
Morgen! — Unsere Gegenwart ist in aller
Zeitwende wieder ganz erfüllt vom Ernst
und von der Schwere des Krieges. Und
dieses Wissen um jenen heiligen Ernst macht
uns klarer, weil wir in dieses Wissen das
große Zuversichtliche mit einschließen, daß
das Erbe jenes endlosen Krieges in Hän-
den einer neuen Generation liegt, die un-
sere Marschstraße weitermarschieren wird.

Erst! ... Mobilmachung 1914! Der
Dunst eines tranken Zeitalters verflieg, der
gewaltige Schwung, der ein ganzes Volk
aufriß zu Opfer, Pflicht und Heldentum,
war die größte Errungenschaft des Krieges,
der ein Volk, das nie den Krieg gewollt hat,
läutern sollte.

Wir von Anno 14 erlebten das Große,
Unfassbare, Wuchtige, Feierliche: Deutsch-
lands innere Kraft und Geschlossenheit,
deutsche Seelenkraft! Der Patriotismus
ward kein unterschiedsloser Haß gegen den
Gegner, er war eine gewaltige Woge, die



Das Vaterland ruft.

Erleben, ahnten das Letzte, und —
marschierten singend vom Schulhof —
zum Kasernenhof — zur Schlacht! Singend
und stürmend! Die „Freiwilligen“, die den
Tod nicht sahen, als sie singend gegen ihn
anführten!

Dann waren die Alten — Landwehr und
Landsturm. Männer, die im Alltag ihr Sol-
datentum vergessen hatten, die im Schmelz-
tiegel der Arbeit sich gewandelt hatten, ihre
Militärzeit vergessen hatten und lieber ein
brauchbarer Arbeiter waren, organisierte
Arbeiter, die manchmal an allerlei Unange-
nehmen während der

Millionenfach dröhnte ihr eiser-
ner Tritt durch die Welt — Deutschland
marschierte! — Die große Stunde — Mobil-
machung 1914. — Der Krieg brach auf, ein
Volk brach auf! Die große Stunde segnete
ein Volk, das um sein Höchstes wagte, seine
Lebensberechtigung! — Vergessen wir jene
Stunde nie! Die Alten macht jenes heilige
Erinnern daran jung, die Jungen — reif!
Die Jungen! Die Erben! Sie haben das
Wort „Erlebnis“ gehört, sie haben eine
Ernte reifen sehen, die die Väter gesät, die
auf dem heiligen Acker aufging, die —
Deutschland — heißt,
ihrer Väter Land,
ihr Vaterland!

Die Jungen! Sie
werden singen und
marschieren! Sie
sind ja die Zeit, die
wir Alten erhofft!

Die Zeit, die ein
Volk geläutert hat in
Vaterlandsliebe und
Vollverbundenheit.
Ein Volk! Das ein
Geschlecht des Frie-
dens sein will, blei-
ben will in der
Kraft, der deutschen
Kraft! — Heilige,
deutsche Kraft, die in
großer Zeit immer
aufstieg wie „Don-
nerhall“, edige deut-
sche Kraft, die Kraft
eines Volkes, das
sich zur Wehr setzte
mit einem — ge-
waltigen Ruck! Deut-
sche Kraft gebor
Großes. Jener große
Krieg hat unser Volk

beredelt, ein Volk, dem schwerer als anderen
Völkern die nationale Einigung geworden
ist, durch Klüfte, die „einst unüberwindlich
schienen, die aber aus der Kraft jenes großen,
heiligen Kampfes die Reife fand und alles
Trennende überwunden hat. Ein wehrhaft
starker Geist schuf die Zeit, schuf ein Volk,
das seinen Frieden zu schützen weiß mit
jung und alt, als heiligste Kraft, heiligste
Pflicht.“

Wehrhaften Frieden!

Josef Peter Riendl.

Photos: 4 L. Boedeker, 1 Mantel (M).



Einmarsch in Feindesland.

unsere Pflicht zu Ende tragen wird, ernten
wird die heilige Saat, die im heiligsten
Kampfe unseres Volkes Frieden, geschützten
Frieden in blutheiligster Wehr, erhalten
muß.

Das alte Geschlecht hat sein Erbe ge-
funden in der neuen Generation, die die
Ernte begann, aus dem, was die Alten
geät in Blut und Stahl. Wir Alten hatten
unsere große Stunde, in der alles Hoffen
auf die Größe der Zukunft hochoberte. Es
war eine harte, aber gesegnete Stunde, die
immer schlagen wird, wenn der Ruf:
„Deutschland!“ die Welt aus Haß zur Ver-
sinnung mahnt. Die Wandlung jener
großen Stunde haben wir Alten erlebt, die

über allen Haß wegstutete, ein ganzes Volk
mitriß in der heiligsten Liebe des Sie-
geropferwillens!

So fand uns der — Krieg!

Ein Strom der Begeisterung riß alle mit,
Tatkraft rauschte blutheiß und herrlich im
Volke auf, die damals Jungen und Alten,
die damals Gespaltenen, reich und arm,
alle riß der Sturm mit sich zur herrlichsten
Höhe eines Volkes! Ein Volk in großer
Stunde brach auf, eine Schicksalsstunde
stieg auf, eine Welt hielt den Atem an.
Die deutsche Kraft marschierte dröhnend,
mit eisernem Tritt durch die Welt, betrat
den blutigen Plan der Weltgeschichte.
Deutschland wehrte sich. In derben Kom-
missien marschierte die
harte Kraft eines einzigen
Volkes in seine — große
Stunde! Hoch stand die Zeit,
eine Riesenseite fiel über eine
Welt! Eine Ernte war reif
geworden! — Alle begriffen
ihre große Stunde, alle waren
gleichgeordnet, die Unter-
schiede des Alters, Standes,
der Bildung waren ausge-
löscht: sie alle marschierten,
ein graues Heer — mar-
schierte ins Feld! Die große
Stunde dröhnte stahlhart.
Alle marschierten! Alle für
Deutschland! Alle marschie-
ren! ...

Da waren die, die unter
der Fahne standen. Sie
waren die Auserwählten, die
dem Tod zuerst begegnen sol-
ten und ihn trotzig beiseite-
schoben. Sie waren es, die
lachend aus den Kasernen,
Truppenübungsplätzen los-
marschierten wie zum erwar-
teten Manöver.

Dann kamen die Reser-
visten, die in ihrer großen
Stunde vergessen hatten, daß
sie am gleichen Tage noch
„Zivilisten“ waren. Ob's
Herren waren oder Knechte,
ob Bauer oder Städter, Maschinist oder
Metzger, Schmied oder Stellmacher, sie waren
alle wieder „alte Knochen“, die den Jungen
was zeigen konnten, die mit beim „ersten
Schlag“ sein wollten. Sie marschierten!

Dann waren da die zwischen sechzehn
und zwanzig und die jungen Ungebildeten:
Sie wußten um die große Stunde, aber sie
begriffen sie noch nicht ganz in ihrem
Knabenstadium. Sie waren es, die in ihren
gärenden Tagen Aufträge schrieben über
Pflicht und Liebe und nun die letzte
Tiefe sprengen wollten. Sie hörten vom



Die Schlacht.

Jungen mögen sie heilig halten! — Ein
Herz, das nicht vermag, eine stehende Tap-
ferkeit, Entsauna, die nicht müde wird,
frische Zuversicht: das alles ist ja das junge
Geschlecht, das unsere Wandlung weiterlebt
in der Erfüllung unserer erlöschten Ver-
gangenheit. Und am Anfang und Ende
jener letzten großen Vergangenheit unseres
Volkes stand das heiligste Wort alles Volks-
seins: Kraft!

Die großen Stunden unseres Volkes!
Eine schlug uns Alten! Daran wollen wir
denken in dankbarem Stolz, im blutheiligen



Mit der Fahne zum Sturm.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

Neunte Fortsetzung.

„Weiben Sie nur ruhig liegen, Signorina“, sprach in feierhaftem Stillsitzen eine sanfte Stimme.

Vor Fernanda stand eine alte Araberfrau. Sie trug einen schlichten, aber sauberen Kittel, der bis zu ihren Füßen reichte.

„Wo bin ich?“, fragte Fernanda, noch etwas besonnen.

„Signorina hier gut aufbewahrt. Ich Sie bedienen“, antwortete mit einem freundlichen Lächeln die alte Frau.

Fernanda überlegte blitschnell. Hatte man sie mit dieser alten Frau hier allein gelassen? Es war kaum anzunehmen, daß ihre Entführer so unvorsichtig waren. Als hätte die Alte ihre Gedanken erraten, sagte sie mit einem breiten Lachen, das ihren zahnlosen Mund entblühte:

„Außer mir noch da sein Ali und Hassan. Doch Signorina nicht brauchen fürchten, Ali und Hassan nur aufpassen, daß Signorina nicht fortgeht.“

Da Fernanda schwieg, fragte die alte Frau: „Signorina wollen essen?“

Fernanda nickte. Sie empfand einen mächtigen Hunger, hatte sie doch seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen gegessen. Sie war entschlossen, zum bösen Spiel vorläufig eine gute Wiene zu machen. Durch unnütze Proteste wurde ihre Lage nicht besser.

Die Alte verließ das Zimmer und kehrte bald mit einigen kalten Speisen zurück. Auch eine Kanne dampfenden Tee brachte sie.

Fernanda war noch mit dem Essen beschäftigt, als nach einem kurzen Klopfen die Tür abermals aufging. In ihrem Mahlen stand der Araber aus dem Keller.

Er verbeugte sich vor Fernanda. Erst jetzt bei Tageslicht gewahrte sie so richtig, wie schön dieser Mann war. Allerdings merkte sie auch den verschmitzten Zug in seinem Gesicht.

Fernanda überfah den Besucher und setzte ihre Mahlzeit fort. Mit funkelnden Augen betrachtete der Araber die fremde Frau.

„Ich möchte mich bei Mademoiselle entschuldigen der Zigaretten wegen“, begann er. „Es geschah nur, um Sie vor einem unbesonnenen Schritt zu bewahren. Es wäre mir äußerst peinlich gewesen, Mademoiselle erneut zu fesseln.“

Fernanda legte das Besteck nieder und blickte dem Araber ins Gesicht.

„Sind Sie bloß gekommen, um Ihr Bedauern auszusprechen?“, fragte sie ironisch.

Der verschmitzte Zug auf dem Gesicht des Besuchers trat jetzt deutlicher hervor.

„Allah lehrt uns, schlechte Taten durch gute Worte wettzumachen!“

„Reden Sie eine weniger blumige Sprache.“

„Mademoiselle sind selber eine herrliche Blume!“

Mit einem Worte: Zur Blume durch die Blume! Postete Fernanda. Doch schnell begann sie sich. Es war klüger, mit dem Manne sich nicht zu überstürzen. Zahm fragte sie:

„Wie lange soll ich hier... Ihre Gastfreundschaft genießen?“

Der Araber empfand diesen Euphemismus beileibe nicht als Hohn. Der listige Zug in seiner Wiene verblaßte, mit ausgewählter Höflichkeit erwiderte er:

„Drei Tage nach Neumond wird man Sie, Mademoiselle, in Ihr Hotel zurückführen!“

Fernanda horchte nach den ersten Worten auf. „Drei Tage nach Neumond!“ Ihr fiel plötzlich das mysteriöse Schreiben ein, das Barwick in Tunis im Speiseaal des Majestichotels aus der Tasche fiel. „Wir erwarten die Karawane zwei Tage nach Neumond“, lautete der letzte Satz des Schreibens! Intuitiv erfasste Fernanda den Zusammenhang zwischen diesem Satz und den Worten des Arabers. Zwei Tage nach Neumond erwartete man die „Karawane“, und einen Tag später gab man ihr die Freiheit zurück! Wenn sie an Stelle „Karawane“ das Wort „Don Ubaldo“ setzte, war die Sache ziemlich klar.

Diese Erkenntnis stimmte Fernanda mißmutig. Die Vermutung, daß Barwick an ihrer Entführung irgendwie beteiligt war, lag nur allzu nahe. Denn sie hatte ihm seinen Augenblick geglaubt, daß er den geheimnisvollen Brief nur durch einen Zufall in die Hände bekam. Jetzt fielen ihr auch andere Verdachtsmomente ein. Sie blickte auf den Araber, der sie in ihrem Nachsinnen nicht störte, und fragte:

„Wann ist Neumond?“

„Morgen, Mademoiselle!“

Also in drei Tagen sollte „Don Ubaldo“ den Hafen von Tripolis anlaufen, schloß es ihr durch den Kopf. Das konnte stimmen. Und erst am nächsten Tag wollte man ihr die Freiheit zurückgeben. Das war peinlich.

Der Araber entfernte sich bald, ohne den eigentlichen Grund seines Besuches zu verraten. Fernanda eilte zur Tür; sie war nicht verschlossen. Doch als sie den angrenzenden Raum durchschritt, trafen ihr zwei Männer entgegen. Auf ihren Ruf hin erschien die alte Araberfrau. Sie gab in ihrem gebrochenen Italienisch Fernanda zu verstehen, daß sie nicht hinaus dürfe. Fernanda lehnte wortlos um.

In den folgenden Tagen spähte sie erfolglos nach einer Gelegenheit zur Flucht. Das einzige Fenster des kleinen Raumes war mit starken Gitterstäben versehen, und ihre Wächter hielten sich Tag und Nacht im anstoßenden Raum auf.

Als der dritte Tag zur Neige ging, bemächtigte sich Fernanda eine große Niedergeschlagenheit. Sie tröstete sich, daß das Mißlingen ihrer Aufgabe nicht ihre Schuld war. Das Glück stand ihr nicht zur Seite. Schließlich war es auch nicht das erste Mal, daß man in Berlin oder Paris einem verzweiften Vertragsmännchen auf die Spur ging, oder in Afrika nach einem Segelschiff jagte. Die Gegner waren hier wie dort ohne Skrupel; aber es gab Methoden, die man doch nur im Orient anwenden konnte.

Fernandas Hoffnung erwachte erneut, als der vierte und der fünfte Tag kam, ohne daß man sie freiließ. Sie hielt es mit Recht für einen Beweis, daß es ihren Feinden noch nicht gelang, sich der Geige zu bemächtigen.

Der Araber ließ sich nicht mehr blicken. Am achten Tage ihrer Gefangenschaft geschah das sonderbare Ereignis. Es war kurz vor dem Schlafengehen. Durch das offene Fenster flatterte plötzlich ein Zettel in das Zimmer. Überrascht hob ihn Fernanda auf. Ein kurzer Blick auf das Papier genügte, um Fernanda aus ihrer lethargie herauszureißen. Hastig drückte sie ihr Gesicht an das Fenstergitter, doch von dem geheimnisvollen Sendboten war nichts mehr zu erspähen.

„Wenn morgen die Alte Ihr Frühstück bringt, versuchen Sie die Frau zu überwältigen. Sie können dann das Haus unbehindert verlassen. Jemand, der Sie anbetet.“

Das Schreiben war mit derselben Maschine geschrieben wie die früheren Botschaften des Unbekannten.

Fernanda verbrachte eine unruhige Nacht. Es kam ihr kein Augenblick in den Sinn, daß man ihr vielleicht eine Falle legte.

Sie wachte lange vor der gewohnten Zeit auf und zerrte das Leinentuch ihres Bettes zu schmalen Streifen.

Endlich hörte sie die Tür zu ihrem Zimmer, die während der Nacht verschlossen blieb, aufschließen. Die Alte, mit einem Tablett in der Hand, trat ein. Fernanda wartete, bis die Frau am Tisch sich zu schaffen machte. In weniger als einer Minute hatte Fernanda sie überwältigt und mit den Streifen aus dem Leinentuch gefesselt. Die alte Frau war von dem unerwarteten Überfall derart verblüfft, daß sie selbst das Schreien unterließ.

Fernandas Herz ging schneller, als sie die beiden Räume durchquerte, die sie vom Hof des Anwesens trennten. Doch niemand trat ihr in den Weg. Sie suchte im Augenblick keine Erklärung dafür, wie der Unbekannte es bewerkstelligt hatte, die beiden Wächter zu entfernen.

Das Tor nach der Strafe war verschlossen, aber mit einiger Mühe gelang es Fernanda, die nicht allzu hohe Mauer zu überklettern. Sie rannte, einmal im Freien, los, ohne auf die Richtung, die sie einschlug, zu achten.

Durch ein Gewirr von Gängen und Gassen gelangte Fernanda nach dem Europäerviertel. Wenige Minuten später befand sie sich im Hotel Tripolitain. Sie unterließ es, auf die neugierigen und besorgten Fragen über ihren Verbleib in den letzten acht Tagen Auskunft zu geben.

Nicht einmal um Umziehen nahm sie sich Zeit. Ein unbestimmtes Gefühl befahl ihr, sofort nach dem Hafen zu eilen. Dort erblickte sie das Segelschiff, das mit eingezogenen Segeln langsam dem Hafen zustrebte.

Fernanda sprang aus dem Auto. In diesem Augenblick sah sie eine kleine Gruppe von drei Männern und einer Frau, die von ihr einige hundert Schritte entfernt standen und ihr entgegenstarrten.

Die Sonne, die Fernanda in die Augen schien, hinderte sie, die vier Personen deutlich zu erkennen. Doch sie war über die Identität der vier keinen Augenblick im Zweifel. Es war das geheimnisvolle Quartett, das gleich ihr nach der Geige des Kapellmeisters Hart jagte!

In diesem Augenblick schob sich zwischen Fernanda und die kleine Gruppe eine Kolonne hochbelasteter Lastautos. Die vier entschwandten Fernandas Blicken. Im Lauffschritt näherte sie sich dem Kai. Als sie jedoch etwas außer Atem dort anlangte, konnte sie von den vier Personen keine Spur mehr entdecken. Umsonst spähte sie nach allen Richtungen; das Quartett war verschwunden.

Sie wandte ihre Blicke wieder dem Meer zu. „Don Ubaldo“ — Fernanda konnte den Namen an der Bordwand deutlich entziffern — hatte eines der Segel aufgezo-gen und kam jetzt in ziemlich rascher Fahrt näher.

Es dauerte jedoch noch eine halbe Stunde, bis der Segler am Ufer festlag und die Hafenkontrolle ertledigt war. Endlich befand sich Fernanda an Bord des Schiffes. Raum hatte der Kapitän ihre ersten Worte vernommen, da brach es schon aus ihm hervor:

„Ich will von dieser verdammten Geige nichts wissen! Schon hat ich mit der Hafenpolizei unnütze Scherereien wegen dieses Kerls, der da auf mein Schiff gesteuert kam. Als ob er nicht wüßte, daß die Behörden gleich Schmuggel und Gott weiß was mitlernen!“

Fernanda verstand aus dem Borischwall nur eins: Jemand war schon vor ihr auf dem Segler gewesen und hatte nach der Geige gesucht!

Allmählich beruhigte sich der Kapitän des Segelschiffes und Fernanda erfuhr vom Besuch des Mannes mit der Brille, der mit einem Motorboot gekommen war und das Schiff noch während der Einfahrt in den Hafen erkletterte.

„Und hat er die Geige mitgenommen?“ fragte der Kommandant Fernanda.

„Der Alvaro ist doch gar nicht mehr an Bord“, erwiderte der Kapitän unwillig.

„Wer ist Alvaro?“

„Alvaro hieß der Matrose, der in Barcelona sich eine Geige kaufte. Ob es die ist, die Sie suchen, weiß ich nicht.“

„Und wo ist jetzt dieser Alvaro?“

„In Bizerte. Er brach sich die Hand und mußte ins Krankenhaus geschafft werden“, antwortete mürrisch der Kapitän und wünschte den Matrosen Alvaro samt seiner Geige in die Hölle.

Fernanda erfuhr vom dem unprogrammatischen Aufenthalt des „Don Ubaldo“ im tunesischen Hafen Bizerte. Er erklärte ihr das verspätete Einlaufen des Schiffes in Tripolis.

„Wie heißt der Matrose Alvaro mit dem vollen Namen?“ fragte Fernanda und sah den Kapitän, ja freundlich sie es nur konnte, an.

Aber selbst das bezaubernde Lächeln einer hübschen jungen Dame vermochte den bärbeißigen Katalanen nicht freundlicher zu stimmen. Es war aus ihm nichts mehr herauszubringen. Vielleicht kannte er gar nicht seinen Namen. Auf eine Frage Fernandas nach dem Aussehen des bebrillten Mannes antwortete er mit einem ungewissen Achselzucken. Es befugte, es sei höchste Zeit für die Besucherin, das Schiff zu verlassen.

Fernanda lehnte dem unfreundlichen Seemann den Rücken. Schließlich erfuhr sie trotzdem Wertvolles von ihm. Als sie das Schiff verließ, spähte sie erneut nach dem Quartett; aber keiner von den vieren war zu erblicken.

Eine Viertelstunde später befand sich Fernanda auf dem Postamt. Zu ihrer Verblüffung erfuhr sie, daß eine funktentelegraphische Verbindung mit Bizerte möglich war. Als der Beamte die Anschrift sah, rief er leutlich: „An den Matrosen Alvaro, Bizerte, Krankenhaus, wurde schon vor einer Stunde und das zweite Mal vor kaum drei Minuten ein Radiogramm abgefaßt!“

Mit einem fast höhnischen Gefühl dachte Fernanda an dieses Wettrennen nach der verschizten Geige. Sie war ständig als letzte! Sie war gleichzeitig überrascht. Wer mochte der zweite Depeschensender sein? War ihr auch diesmal außer dem Manne mit der Brille noch jemand zugekommen?

Sie wandte sich an den Beamten. „Können Sie mir vielleicht sagen, wie die Aufgebote der Telegramme aussahen?“

Der Mann zuckte die Achseln; er habe die Texte von seinem Platte hinter der Schranke gar nicht so richtig beobachten können.

Fernanda beugte sich ganz nahe zu ihm. Während ihre Hand in ihrer Tasche steckte, fragte sie:

„Könnte ich vielleicht... die beiden Depeschen sehen?“

Die Miene des Postbeamten zeigte plötzlich eisige Verschlossenheit.

Was dachte nur diese Fremde...? Jetzt fiel ihm ein Blick auf den Hundst- und Schein, der auf einmal vor ihm auf dem Schalterbrett lag. Er unterlag der Versuchung. Schließlich, wenn es auch verboten war, war es ja kein Verbrechen, zwei harmlose Depeschen jemand zu zeigen.

Er schloß nach einem bedeutungslosen Augen-zwinkern das Schalterfenster. Bevor eine Minute vergangen war, wurde das Fenster erneut geöffnet. Der Beamte legte vor Fernanda ein Depeschensformular. Ein Blick auf den spanischen Text genügte ihr:

„Kaufe in Barcelona von Ihnen erworbene Geige. Zahle sehr hohen Preis. Bin in wenigen Tagen in Bizerte. Unbedingt warten. Salazarini.“

Fernanda schob das Formular dem Postbeamten zu und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Die andere, früher aufgegebene Depesche ist nicht mehr hier. Sie wurde schon der Funkstation übermittelt. Aber wenn Sie der Inhalt interessiert: Er lautete ganz ähnlich wie in dieser Depesche.“

„Und die Unterschrift?“

Der Mann sann nach. „Leider ist mir der Name entgangen. Er war aber bestimmt kein italienischer oder französischer Name, auch kein spanischer. Er klang mehr so englisch.“

„Lautete er... Barwick?“ fragte Fernanda.

Der Postbeamte schüttelte den Kopf. „Nein, bestimmt nicht. Es war ein Name mit zwei oder drei „e“.“

Fernanda verließ das Postamt, ohne ihre Depesche aufzugeben. Einen Augenblick dachte sie daran, dem Matrosen zu telegraphieren: „Zahle für Geige fünfhundert Franken über jedes Angebot!“ Doch sie sah sofort die Zwecklosigkeit des Schrittes ein. Gelangten die anderen früher als sie nach Bizerte, dann blieben ihnen zumindest noch drei Wege, um sich des Papiers in der Geige zu bemächtigen. Sie konnten das Angebot für die Geige so hoch schrauben, daß sie, Fernanda, einfach nicht mitkonnte; sie vermochten auch das Papier aus dem Versteck herauszuholen, ohne daß der Matrose es merkte. Und schließlich verblieb ihnen nach der Wea, sich der Geige mit Gewalt zu bemächtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 11. August 1935

Es lüchelt aus dem Meer, es lüchelt zum Bode...

Keine Angst! Hier soll keinem der Mund wässrig gemacht werden mit „Ferienreise“ und so; und auch denen, die mir wieder einmal aus ihrer „Sommerfrische“ einen mehr oder weniger bunten Kartengruß geschickt haben, sage ich auf diesem an sich nicht mehr ungewöhnlichen Wege keinen Dank. Der Meid ist blaß und schweigsam.

Der lächelnde See, der zum Bade lüchelt, ist unser Stadtgartenweiher, der in der Gefahr schwebt, daß er eines Tages für die Rahnfahrt nicht mehr geeignet ist, weil die Rähne in der „Soße“ stecken bleiben. Gewiß ist das ein altes Thema; aber der Chronist hat so seine Erfahrung; er weiß, daß erst der stete Tropfen den Stein höhlt, und er ist fest davon überzeugt, daß eines Tages tatsächlich der Stadtgartenweiher I und II vollends gereinigt werden. Neue Wassermassen, saubere, sprudelnde, gebirgsklare Gewässer werden in den Weiher strömen, nur mit Mühe und mit Gewalt wird man die Dichter davon abhalten können, auf diesen klaren See Verse zu machen, nur mit brutaler Gewalt wird man die Schwimmer hindern können, in diesen klaren Fluten ein Bad zu nehmen, und die Fische der Gifel werden schriftliche Anträge stellen, ob sie nicht in die Neuffer Stadtgartenweiher versetzt werden können. So klar wird eines Tages das Wasser sein.

In Fischreisen ist übrigens das Gerücht verbreitet, daß die Reute der Neuffer Sportangler im vorigen Jahre nur deswegen so groß gewesen sei, weil eben die Fische, die darin waren, die allererste Gelegenheit benutzten, um aus dem Stadtgartenweiher wieder herauszukommen. Sie hätten sich geradezu mit Begeisterung an den Angelhaken begeben, um nur aus diesem Gewässer heraus und in die klareren des Kochtopfes zu kommen; was ihnen ja auch durchweg gelungen ist. Die wenigen Fische, die noch im Weiher geblieben sind, das waren die erklärten Eigenbröckler, die aber mittlerweile eingesehen haben, daß sie einen schweren Fehler machten, als sie die Gelegenheit des Weangelwerdens verpassten. Nun weinen sie ganz sicher Neuffertränen.

Wie die Reinigung der stadtgärtlichen Gewässer vor sich gehen soll, das weiß der unpolitische Chronist nicht zu sagen; er hat nur von Fischleuten gehört, daß es nicht ganz einfach ist, kann ich mir vorstellen, aber es ist eine Aufgabe, die sich lohnen wird. Ungeheure Mengen von Dant und Lobspischen werden sich auf unsere sonst so tüchtige Gartenverwaltung ergießen; die Frequenz des Stadtgartens wird ungeheuer ansteigen; das Sighen an den Gewässern wird wieder eine reine Freude sein, und die städtische Schiffsahrt wird sich in einem Maße beleben, daß selbst routinierte Rennruderer sich dem Ruderport im Stadtgarten hingeben werden, weil eben diese Gewässer so schrecklich anziehend sein werden, wenn sie gereinigt sind. Dürftige werden von ihnen am Ufer trinken können; Forellen werden sich fröhlich tummeln und die Blauheit seiner Farbe wird sich mit der himmlischen Wolkenbläue um den Vortag janken.

Wir werden aber an den dann wieder duftenden Gestaden der Stadtgärten sitzen und mit dem Dichter sagen: „Es lüchelt der See, er lüchelt zum Bode...“ Die Polizei wird schon verhindern, daß wir dieser Lodung nicht erliegen. Aber wir wollen doch wenigstens gelockt sein. Stürmisch verlangt die Bevölkerung dieser mit Recht so beliebten Stadt klares Wasser. Sie will auf den Grund des Weihers sehen können; sowohl im alten Stadtgarten, als auch im Rosengarten.

Die „Krautleberne“ noch einmal geschnitten

Die „Krautleberne“ hat ausgespielt. Jedenfalls außerhalb Bayerns. Rivalen, die während ihres Sommerurlaubs die städtischen langen Hosen an den Nagel hängen und zu der kurzen Lederhose des Alpenvorlandes greifen, dürfen dies zwar auch in Zukunft tun — der Erlaß, den die zuständigen Behörden des Reichs und Bayerns herausgegeben haben, betrifft nur die Personen, die von Berufs wegen „Bayern“ sind. Sogenannte „bayerische Tanzgruppen und Musikkapellen mit „Originaljoblern“, wie man sie im ganzen Reich, nur nicht in Bayern selbst findet, werden in Zukunft von der Bildfläche verschwinden. Die echte Volkskunst wurde mißhandelt, bis nichts mehr von ihr übrig war. Aus der Sehnsucht nach einer derbgeräutlichen Stimmung heraus entstand ein eigenartiger „bayerischer Stil“, dem die Ursprünglichkeit fehlte und der lediglich aus der nachgemachten Landestracht, viel Geschrei und vielen Maß Bier bestand. Nun werden sich schließlich auch die Rheinländer einmal über die verschiedenen „rheinischen Abende“ beklagen, die hier und da auftauchen und mehr von Sentimentalität als von echter rheinischer Stimmung an sich haben. Denn was den Bayern Recht ist, das muß den Rheinländern billig sein, zumal diese rheinischen Abende durchweg von „nachgemachten Rheinländern“ gemacht werden.

Ein Grillbockstoss

Wir kennen das Grammophon nicht nur als Geräusch- und Stimmungsmacher; wir kennen es auch schon als Sprachlehrer und Lehrer für allerhand andere Dinge, wie für Tanz und Gymnastik usw. Nun soll das Grammophon aber auch noch eine weitere Funktion bekommen: die Funktion des Arztes.

Man plant in England einen ganz sicher interessanten Versuch, indem man Ärzte auf die Platten zu gewissen Krankheitserscheinungen des Menschen sprechen lassen will, und diese Platten sollen dann mit der gleichzeitig gesprochenen Behandlungsweise in den Handel kommen. Haben wir also nächsten Leidschmerzen oder Kopfschmerzen, den Schnupfen oder Schwierigkeiten mit der Funktion unseres Darmes, dann nehmen wir aus der Plattenliste die entsprechende Platte und lassen sie laufen, um zu hören, was denn der Herr Doktor dazu zu sagen hat. Ganz sicher kann dadurch der Arzt nicht ausgeschaltet werden; denn genau so, wie Kopfschmerzen die verschiedensten Ursachen haben können, so kann man auch die „eilige Johanna“ nicht sofort in eine bestimmte Klasse von Leidschmerzen zwängen. Man denkt in England wahrscheinlich vor allem an den Erlass der medizinischen Hausbücher, wenn man nun daran geht, diese Wissenschaft plastisch zu gestalten.

Ein polnischer Professor, mit Namen C. von Nadiwan, hat übrigens noch weitergehende Pläne; er hat Platten geschaffen, mit denen sich Schlaflose in den Schlummer sprechen lassen können, Müde wieder ermuntern lassen können und die vielen, die morgens grüdschläflich mürrisch und schlecht gekaut zu erwachen pflegen, in eine großartige Morgenstimmung versetzt werden können.

Wahrscheinlich wird es aber mit diesen Platten noch eine Weile dauern, bis sie populär werden, und es ist eine interessante Frage, ob auch der Rundfunk sich dieses Patentes bemächtigen wird. Es wäre geradezu herrlich, wenn das Radio zum Schluß jeden Programmes die „Schlafplättchen“ laufen lassen würde und morgens die „Gute Laune-Platte“. Wir alle würden dann herrlichen Zeiten entgegengeführt werden; wer aber Geld genug hat, der kann sich die Grammophon-Hausapotheke noch eher anschaffen. Er wird dieser Segnungen eher teilhaftig, als wir, die wir immer warten müssen, bis eben das Radio sich ihrer bedient. Aber wir haben ja das Warten gelernt, und deswegen müssen wir vorläufig noch ohne Grammophon-Platten einschlafen.

Erzählung von Jurek

Das Neuffer Fest zeichnet sich durch besonders freundschaftliche Beziehungen innerhalb der einzelnen Züge aus; da aber alles Menschenwerk eben doch mehr oder weniger von der Unzulänglichkeit der menschlichen Eigenschaften abhängig ist, so gibt es auch natürlich zuweilen „Striet em Jog“. Meistens werden solche Dinge durch das Führertalent des Leutnants und durch die in Schützenfestdingen fast schon sprichwörtliche Verträglichkeit beigelegt. Ganz selten ist aber auch einmal ein Fall so, daß es nicht mehr ohne fremde Hilfe geht, das sich Vertragen. Um jowas zu schlichten, mußte es eigentlich so etwas wie ein „Schiedsgericht“ innerhalb des Schützenregimentes geben. Da es das aber noch nicht gibt, so hatte in der vorigen Woche sich eine Gerichtssitzung mit einem „Striet em Jog“ zu beschäftigen. Es handelt sich um einen „Jug“ — die kleine Einheit im Schützenregiment — der den ordentlichen Richter in Anspruch nehmen mußte, um beim nahenden Fest der Feste auf dem Markt erscheinen zu können. Ein zufälliger beim Gericht anwesender Freund unserer Zeitung schildert uns die Vorgänge, deren Zeuge er war, in einer Zeichnung wie folgt:

„Eine nicht alltägliche Sitzung fand am Freitag im hiesigen Amtsgericht statt. Freunde und Bekannte der Streitenden füllten den Zuschauerraum; tat doch ein regelrechter „Jug“ auf und versuchte vor dem Richter eine Lösung zu finden, wie er trotz des „Aniehs“, der im Zuge schwälte, Kirmes auf den Markt kommen könnte. Bis zur endgültigen Regelung der Streitfrage hatte man sogar die Ersparnisse sperren lassen. Der Leutnant war der Ansicht, daß einige seiner Leute unmöglich in diesem Jahre auf dem Markt erscheinen könnten,

„Liebe Schützen!“



Foto: Pfeifer, Neuß.

Dem Neuffer Fest entgegen: Präsident Marx, wie schon so oft, am Mikrophon.

und er hatte deswegen zur ersten Versammlung eine Anzahl von neuen Anwärtern auf die Zugmitgliedschaft mitgebracht, die aber von den alten Zugmitgliedern in unmissverständlicher Weise abgelehnt wurden. Und so brach denn im Zug eine kleine „Palastrevolution“ aus. Man verlangte von dem Leutnant, daß er eines der aus dem Zug entfernten Mitglieder wieder aufnehmen müsse. Und so war der Richter also im Amt eines Schlichters tätig, und er verfaß dieses Amt mit großem Geschick, daß man sehen konnte, er hatte den Sinn des Neuffer Festes vollkommen erfaßt. Nach langem Hin und Her lancierte er dann die Parteien auch zu einer durchaus richtigen Einigung mit dem Erfolg, daß der Leutnant zum Schützenfest seinen Zug „auf den Markt bringt“, das heißt, seinen Zug in Glanz und Gloria zum Schützenfest anführt, wofür ihm die Konzeption zugesprochen wurde, daß er weitere 3 „Neue“ mitmarschieren lassen darf, ohne daß sie, weil sie ja an den vorbereitenden Aktionen nicht beteiligt waren, schon Stimmrecht oder Anrecht auf die „Kriegskasse“ hätten; nach dem Fest sollen sich dann die Schützen über eine endgültige Aufnahme neu unterhalten.

Dieses salomonische Urteil ist eine außerordentlich gute und vernünftige richterliche Leistung, und wir sind sicher, daß sich der „Aniehs“ im Laufe der festlichen Tage ganz sicher regulieren wird. Wie man das macht, das ist u. a. auch aus vielen der schönen alten Schützenlieder zu erkennen, die wir den Beteiligten zum eifrigen Studium angelegentlich empfehlen. Wahrhaftig, unser Eifer hat Recht, wenn er zum Schluß schreibt: „So lang ne Knoop an de Bog noch hält...“

Gegen das unheimliche Gesicht

Die tschechoslowakische hat ihre speziellen Sorgen. Sie ärgert sich darüber, daß ihre Steuerzahler immer so unfreundliche Gesichter machen, wenn sie zum Steueramt kommen, und deswegen hat der tschechoslowakische Finanzminister an die Steuerbeamten einen Erlaß gerichtet, der so eine Art Gebrauchsanweisung für die Behandlung der Steuerzahler ist. Die Beamten sollen auf alle Fälle mit den Steuerzahlern freundlich und zuvorkommend umgehen, und sie sollen auf noch so dumme Fragen bereitwillig und verständlich antworten. Vor allem aber sollen sie sich um Gottes Willen abgewöhnen, die Steuerzahler von einem Büro in das andere, und von einem Referenten an den anderen zu verweisen. Auch der gereizteste Steuerzahler müsse durch die gewinnende Art des Steuerbeamten entwaifnet werden; (in der tschechoslowakischen!)

Dieser tschechische Finanzminister scheint ein blutiger Kaaanfänger zu sein; denn die anderen Finanzminister der ganzen Welt haben diesen Befehl schon vor einigen hundert Jahren herausgegeben; auch die Innenminister und Postminister, die Eisenbahnminister und wie sie sonst auch heißen mögen, haben sich mit solchen Kundmachungen in das Herz ihrer Untertanen hineinzufügen versucht, aber es liegen doch Anzeichen dafür vor, daß die Verfügungen und die sich sofort einstellenden entsprechenden Bemühungen der verschiedenen Beamten nicht recht erfolgreich gewesen sind. Steuerzahler z. B. verbitten sich innerlich aber entschieden das freundliche Schmunzeln der Finanzbeamten, weil sie dieses als Schabenfreude deuten, oder als einen Versuch, sich an der meistens sichtbaren Ablehnung des Steuerzahlers zu weiden; auch Gerichts- und Vollziehungsbeamten müssen schon ein etwas schmerzvolles Gesicht haben; ihr Lächeln würde nicht die Wirkung haben, die sich etwa der tschechische Finanzminister davon verspricht; auch dem Standsbeamten ziemt ein durchweg ernstes Gesicht, nicht nur, wenn er auf der Passivseite Sterbefälle notiert, nein, auch wenn er Trauungen vornimmt, selbst dann wenn er Geburten einträgt. Ganz besonders der Standsbeamte muß eine Art von Verwandlungskünstler sein, der dem starren System des tschechischen Finanzministers vollkommen abgeneigt sein sollte. Denn selbst dann, wenn einer das 7. Brüderchen beim Standsamt anmeldet, dann ist das nur dann ein Grund zum freundlichen Lächeln, wenn der anmeldende Zeitgenosse durch eigenes Lächeln das Zeichen dazu gibt. Lächelt der Standsbeamte zu früh, so kann es ihm passieren, daß er gründlich mißverstanden wird; auch selbst das Heiraten ist eine ernste Angelegenheit, so daß der Standsbeamte ein ganz geübter Psychologe sein muß. Auch Polizeibeamten sind für eine lächelnde Behandlung ihrer Patienten unbrauchbar. Die Polizisten hatten früher einen Schnurrbart, dessen Spitzen in den Himmel ragten; sie waren mit „Es ist erreicht“ gewienert, und wurden jeden Morgen mindestens 1½ Stunde in die Schnurrbartbinde gebunden, damit keine Macht der Erde sie erschüttern konnte. Mit so einem ehrfurchtgebietenden Schnurrbart konnte man natürlich schon einmal lächeln; dann wackelten und bebten gelinde die Bartspitzen, aber der Gesamteindruck blieb bestehen. „Hüte dich!“ wackelten selbst beim jovialsten Lächeln die Schnurrbartspitzen, und sie wurden verstanden. Dieser Schnurrbart von damals wird heute durch ein ernstes, undurchdringliches Gesicht ersetzt; Lächeln könnte zum Ungehörigem ermuntern oder zur Jovialität, die bei der sonst sehr liebenswerten Polizei (so was sagt man natürlich nur aus „Schmus“, newahr?) gar nicht beliebt ist.

Immerhin wünschen wir dem Versuch des tschechischen Ministers besten Erfolg. Wir indessen wollen nicht von einem oft beamteten am Schalter, z. B., oder von einem Mann oder von einer Frau am Wilschalter der Reichsbahn verlangen, daß man uns beim Verkauf einer 10-Pfennig-Marke oder einer Fahrkarte dritter Klasse Holz nach Büttingen freundlich anlacht; dazu besteht wirklich kein Grund; einem sonst lieber sehr geschäftigen Schaffner der Rheinbahn würden wir ein goldes Gebaren direkt übelnehmen, wenn wir im vollbesetzten Wagen der Linie 16 oben an der Decke hängen und mit Sehnsucht warten, daß wir endlich wieder in Neuß festen Boden unter die Füße bekommen. **Dian.**



Scherls Bilderdienst

Brücken sind Gleichnisse ...

Von W. Hoepfener-Flotow

Hoch schwingt sich — am Ende verschwimmend in Nebel und Dunst — über den Fluß eine Brücke. Wir stehen, verhasst dem „Hier“, an ihrem Anfang und unser Blick folgt — bewundernd und sehnsüchtig — den kühnen Bögen, den Pfeilern und dem Gewir von Trägern. Irgendwie, fühlen wir, führt diese Brücke ins Ferne und Unbekannte, in das Land, nach dem wir immer schon uns gesehnt ...

Hier, diesseits des Flusses, ist unser Alltag: der Beruf mit allen seinen Sorgen und Lasten, hier ist das Grau und das Einerlei einer ewig gleichgestellten Uhr. Drüben aber, dort, wo als feine Spinnwebfäden die Streben im Nebel verschwinden, dort malt unsere Sehnsucht uns das Land unserer Träume: hell und froh und übersät von einer allgegenwärtigen Sonne. Lebende, schimmernde Ferne, von uns getrennt nur durch diesen Fluß, über den — einladend — die Brücke führt.

Noch stehen wir, verhasst dem „Hier“. Aber dann heben wir den Fuß und unsere Wanderung beginnt: in eine lockende, unbekannte Ferne ...

Tausend Brücken führen über tausend Flüsse. Tausendmal verschwimmt am jenseitigen Ufer ihr Ende im braunen Nebel. Tausendmal stehen an tausend Brücken die Menschen. Ihr Blick steht die Ferne, das Unbekannte, das Lebende. Wieder und wieder wandert die Sehnsucht voraus über die Brücke, bis dann der Mensch selber — gögernd erst noch und bangend — den Weg antritt, den verheißungswoll die Brücke ihm zeigt.

Über tausend Brücken, kühn geschwungen hoch über die Flüsse, wandert die Sehnsucht. Dann aber erfüllt sie sich und wir stehen dort, wohin wir uns wünschten: am andern Ende ...

Brücken sind Gleichnisse ...

Wir sind angelangt! Wir stehen und schauen in das Land unserer Sehnsucht. Berge sind da und Täler, Bäume, Häuser, Menschen — Menschen wie wir, Berge wie die, die wir hinter uns ließen, Häuser, Bäume, Sträucher: alles das gleiche! Auch hier, jenseits der Brücke, ist Alltag, ist Sorge und Not, sind genau die gleichen Freuden und Leiden.

Und wenn wir uns dann, schon am „neuen“ Ufer stehend, umblicken und den Weg zurückblicken, den wir kennen, dann sehen wir, daß nunmehr dort, wo wir einst waren, die Ferne ist, lockend und verschwimmend im Grau, uns aber überglänzt von der Erinnerung, die die Ranten ab-

schleift und die Härten gütig überdeckt mit einem feinen Schleier ...

Dazu also gingen wir den Weg über die Brücke? Nur um zu sehen, daß niemals das „Hier“, sondern immer nur die Ferne lockt, auch dann noch, wenn einst die Ferne — das „Hier“ gewesen ...

Brücken sind die Wege, die unsere Sehnsucht geht, immer schweifend, immer mit dem leisen, feinen Schmerz der Anheftigkeit. Und Brücken sind Gleichnisse ...

Ein Mann und seine Brücke

Von Heinz Haller

Immer wieder klingt es in den Erzählungen der Techniker und Ingenieure auf: es muß eine Seligkeit sein, eine Brücke zu bauen! Eine Brücke, die geradewegs in den Himmel zu stoßen scheint, deren Ende sich irgendwo im Raum verliert, deren schlante Pfeiler den Untergrund nur leicht berühren wollen. Ja, solch eine Brücke mit ihrem zierlichen, so zerbrechlich aussehenden Gitterwerk, weit über den Fluß oder gar über einen Meeresarm mit seinen ewig fallenden und wieder steigenden Gewässern zu führen — das ist schon eine große Sache.

Sie haben es ihnen allen angetan, die Brücken! Mit welcher Liebe, ja, Verehrtheit, befreit nicht Max Erich den Bau der gewaltigen Brücke über die Enno-Bucht, hoch im Norden Schottlands. Da wagt der Konstrukteur Tag und Nacht über seinem Werk, da wird jede Berechnung hundertmal nachgeprüft, damit kein Fehler sich einschleichen kann, und je mehr das Werk Gestalt annimmt und aus der Zeichnung die Form entsteht, um so größer wird die bange Sorge: wird es standhalten können, wird es dem ungeheuren Druck von Wind und Wasser gewachsen sein, werden die Fundamente nicht eines Tages nachgeben?

Ein Stück Menschenherz ist in diese Fundamente eingemauert worden. Denn es ist kein gleichgültig Ding, eine Brücke zu bauen — obwohl keiner, der es je tat, den rechten Grund angeben kann. Schließlich ist es ja auch ein Meisterstück, ein Schiff zu bauen oder einen Dieselmotor oder eine Rennbahn — aber eine Brücke — das ist doch etwas anderes!

Und wir Laien? Wir bewundern die schlanken Linien, die sich sanft wie ein Regenbogen über die Landschaft spannen. Mit Entzücken zählen wir die feinen Verstärkungen des Gitters, die so hauchdünn, so filigranartig gegen den Himmel stehen, und vielleicht wissen wir auch, daß jeder dieser dünnen Stäbe ein Gewicht von dem Vielfachen unseres Körpers zu tragen vermag. Aber das ist es nicht allein, das uns die

Ballade

Von Ernst Moritz Arndt

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibt zu
Haus,
Denn ich brenn euch die goldenen Neugelein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum liebsten Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf Wolken thronst
In der Nacht,
Nah uns wandeln mit dir, denn dein milbes
Schein
Er verbrennt uns nimmer die Neugelein.
Und er nahm sie, Gefellen der Nacht.

Nun, willkommen, Sternlein und lieber Mond
In der Nacht!
Ihr verhehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter
an,
Dah ich lustig mit Schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Löffeln Zeit ...

Stimme von R. Herminghausen.

Kirkemo kniff die Augen zusammen und blinzelte hinüber auf die andere Seite.

Die Dame, die dort Platz genommen hatte, zog den Ziegel, puderte sich ungeniert, legte dann beides in ihre lederen Handtasche zurück und blickte vom Autobus herab auf das Straßentreiben. Ihre Miene würde wahrscheinlich weniger Zufriedenheit ausdrücken, wenn sie geahnt hätte, daß inzwischen jemand in die bewußte Tasche gelangt und ein halbes Duzend Kronenscheine herausbugliert hatte.

Kirkemo wunderte sich, mit welcher beisselosen Frechheit der große Lange „arbeitete“. Ganz unmerklich sah er in die offene Tasche seiner Nachbarin, rauchte dabei ruhig seine Zigarette weiter, füllte die Banknoten, ohne ein Geräusch zu machen, in seiner Hand zusammen und ließ sie dann in seiner eigenen Rocktasche verschwinden.

Im Zentrum Göteborgs kletterte die Dame vom Verdeck des Autobus herunter und stieg aus.

Der große Lange fuhr seelenruhig weiter, als ob nichts, aber auch gar nichts geschehen war. Nur nicht übereilt handeln, nicht durch Hast auffallen, sich unnötig die Aufmerksamkeit anderer zuschießen! Der Autobus bremste scharf vor dem Bahnhof, als der große Lange auf einmal so tat, als sei er um ein Haar zu weit gefahren. Naich stieg er nach unten, bedankte sich beim Schaffner für das Warten auf ihn, zündete eine neue Zigarette an und schlenderte, als der Autobus längst fort war, in größter Gemütsruhe über die Promenade.

Kirkemo, der hinterher gefolgt war, wunderte sich absolut nicht, daß es der große Lange auf einmal immer eiliger hatte. Er ging schneller und schneller und zeigte das deutliche Bestreben, auf dem kürzesten Wege zum Hafen zu kommen. Kirkemo mußte mächtig ausschreiten, um Schritt mit dem Verfolgten halten zu können. Endlich — der große Lange wollte gerade in eine enge, dunkle Gäßengasse einbiegen, als ihm Kir-

kemo plötzlich wuchtig seine Hand auf die Schulter legte.

„Was wollen Sie von mir?“ Die Frage kam mit erzwungener Ruhe.

„Ich glaube, wir haben ein paar Worte miteinander zu reden!“ sagte Kirkemo und blickte den großen Längen hart an.

Der Verfolgte schien diesen Ton einigermaßen zu kennen, denn er fragte sofort ängstlich: „Sie sind — von der Polizei?“ „Schau, schau“, meinte Kirkemo ironisch, „Sie haben also allen Grund, so etwas zu vermuten?“

Der Mann riß sich zusammen. „Ich habe nichts getan!“ rief er hervor. „Hier liegt ein Mißverständnis vor!“

„So, so“, erwiderte Kirkemo und griff den Mann unter den Arm, „dann war also die Dame auf dem Autobus ebenfalls ein Mißverständnis, und auch der Griff in ihre Handtasche stellte nur eine Luftspielung dar. Sieh mal einer an!“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen!“ stammelte der große Lange.

„Das werde ich Ihnen dadurch zeigen, daß ich jetzt in Ihre Rocktasche greife und das Bündel Banknoten heraushole!“ antwortete Kirkemo und ließ seinen Worten sogleich die Tat folgen. Still und stumm hielt der dem Verfolgten die Geldscheine vor die Nase.

Der große Lange zitterte an allen Gliedern. „Ich habe Sie gefunden!“ stammelte er.

„Schon möglich“, meinte Kirkemo trocken und steckte die Scheine ein, „das wird sich ja durch das Verhör im Präsidium herausstellen. Wir werden die betreffende Dame durch den Mundstump fuchen lassen. Also vorwärts, marsch!“

Der Mann zuckte zusammen, ging dann aber widerstandslos neben Kirkemo her. Dieser sagte bezeichnend in seine Rocktasche. „Haben Sie ‚Maidetten‘ nötig?“ fragte er, „oder geht es ohne Handgefäße?“

„Nein“, bat der Mann eindringlich, „dort drüben gehen zwei Damen, die mich kennen. Ich bitte Sie, vom Fesseln abzuheben. Ich gehe ganz bestimmt freiwillig mit.“

Kirkemo sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. „Na, alter Dunge“, meinte er, „daß Du Dir keine Fäden mit mir erlaubst, verstanden? Kürzlich war einer meiner Kollegen ebenso gutmütig wie ich. Und der Dant dafür? Pöblich stellte ihm der Verhaftete ein Bein, mein Kollege schlug lang hin, und schon war der Halunke um die nächste Ecke verschwunden. Gutmütigkeit bei Euch Brüdern ist gewöhnlich nicht am richtigen Platz!“

„Nein, nein“, rief der Mann heiser hervor, „ich flüchte nicht — bitte unterlassen Sie das Fesseln!“

„Na, gut“, meinte Kirkemo, „wenn Sie sich anständig benehmen, spricht das mit der für Ihre Strafe. Wieviel Kronen haben Sie gestohlen? 500? Ganz nettes Summchen. Und vorbestraft sind Sie auch? Das habe ich mir gedacht! Na, da werden Sie wohl mit drei, vier Jahren davonkommen!“

„Wieviel?“ brachte der große Lange zitternd und zagend hervor. „Das ist ja entsetzlich!“

„Los, los, wir haben keine Zeit!“ drängte Kirkemo ihn. „Drüben liegt bereits das Präsidium. Vorwärts, marsch! Und nun holen Sie noch mal ordentlich Luft, mein Lieber — drei, vier Jahre sind eine ganz schöne Zeit für einen Aufenthalt hinter schwedischen Gardinen ...“

Der Mann hobte auf und sah verzweifelt um sich. Es war gerade kein Mensch auf dem Vorplatz. Mit einem Wutschrei stellte er plötzlich Kirkemo blitzschnell ein Bein, so daß der auf die Steinflecken fiel und für einige Sekunden liegen blieb. Als er sich schwerfällig erhob, seine Glieder befühlte und dann um sich sah, war der große Lange natürlich über alle Berge.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief er erleichtert aus und zog unauffällig das Bündel Banknoten aus seiner Tasche. „Es war aber wirklich die höchste Zeit! Ich glaubte schon, der Duffel wollte nicht ausrücken. Was würden die auf dem Polizeipräsidium wohl für Gefichter gemacht haben, wenn sie in mir den vielgeliebten Taschenlieb John Kirkemo wiedererkannt hätten?“

MODE UND HEIM

„Mein Kind mag im Sommer nicht essen!“ / Richtige Ernährung des Kleinkindes in heißen Tagen ist wichtig!

Viele Kinder machen ihren Müttern durch blaßes Aussehen, Unlust und allgemeines schlechtes Befinden im Sommer Sorge. Viel kann durch vernünftige, richtige Ernährung getan werden, um den kleinen Organismus zu kräftigen. Denn gerade im Sommer spendet uns die Natur köstliche Heilmittel in Gestalt von Früchten und Gemüsen. Es gilt also, die Zeit zu nützen!

Auf Fleisch, viel Eier und gekochte Milch kann häufig bei der Ernährung des Kleinkindes verzichtet werden. Die schwerer verdauliche, gekochte Milch wird ersetzt durch ein Schöpfelchen Sauermilch oder Sauermilch mit Fruchtstück gequirlt. Auch Mandelmilch ist ein gutes Sommergetränk für Kinder. Süßigkeiten — also Schokolade, Pralinen und Bonbons — wird man kaum geben, um den kleinen Körper nicht unnötig zu erhitzen. Das natürliche Verlangen nach Zucker wird befriedigt durch Fruchtgrüßen und Obststücken oder leichte Fruchtpeisen.

An Früchten braucht nicht gespart zu werden. Das schönste „Kinderobst“ ist die Kiwi, die möglichst nicht gekocht werden soll. Kinder, die rohe Kiwis anfangs nicht vertrugen, werden durch Kiwisaft mit Obstmark allmählich daran gewöhnt. Schalen und Kerne von anderem Obst, das Blähungen verursacht, kann man entfernen. Rohe Früchte dürfen zur Abwechslung durch die Presse oder Maschine getrieben und mit

Sahne oder Weiskäse zu neuen Gerichten vermischt werden. Nach einer reichlichen Obstmahlzeit gibt man, wenn nicht eine Schmitte Butterbrot dazu verlangt wurde, einen Teelöffel mit Vanillezucker überstreuten Hafersflocken, um die Fruchtzucker im kleinen Magen zu binden. Pfirsiche, Aprikosen und Sommerpfäumen soll man die Kleinen nicht in Unmengen genießen lassen. An Süßfrüchten ist die Banane zu empfehlen, während für Darmtraktstörungen und Erstickungserscheinungen im August schon wieder frische Apfelsinen vorliegen.

Gemüse muß natürlich ebenfalls zum täglichen Speisegettel rechnen — häufig einmal in Form von Rohkost, mit Eiweiß und Zitronensaft, süßer oder saurer Sahne übergeben, mit neuen Kartoffeln oder Reis im Übermaß! — doch sollen für das kleinere Kind Schalen und Kerne entfernt werden. Geschälte Möhren, Möhrensaft, feine gedünste Karotten, frische Kohlrabi, Knoblauch, alles, was der Sommer bietet, ist gut für unser Kind.

Nicht vergessen soll die Mutter, daß eine wiederholte Beigabe von Zitronensaft zu Salat oder Gemüse ein Vorbeugungsmittel gegen Knochenbrüchigkeit darstellt!

Der griechische Stil

Für das abendliche Festkleid steht uns in diesem Jahr eine besonders schöne und kleidsame Möglichkeit offen: der griechische Stil! Die langfließenden, einfarbig hellgetönten Kleider, die die Füße bedecken, wirken durch die Schönheit des Stoffes und durch den Faltenwurf, der antiken Vorbildern entlehnt ist. Wir verzichten trotzdem nicht auf die modischen Attribute der Gegenwart: Das weite Schultercape ist togaartig über den Oberarm gelegt und geminnt seine Fülle durch eine kaum sichtbare Zugarbeit, die gleichzeitig Sitz und Halt gibt. Der lange, breite Gürtel ist durch eine farbige Schließe gezogen. Eine doppelt um die Taille gelegte Gold- oder Silberschnur betont die Schlankheit der Trägerin, wie ja überhaupt der griechische Stil, wie wir ihn heute tragen, nicht von Vollschlankheit gemieden werden muß. Besonders wirkungsvoll sind die schönen Gewänder, wenn wir Schmuck und Haartracht entsprechend dazu abstimmen.

Launen der Mode



Der Hausarzt rät:

Ein Unfall beim Baden.

Wird ein Mensch bewußtlos aus dem Wasser gezogen, so gilt es vor allem, ihn so auf den Bauch zu legen — übers Knie, über einen Stuhl, über ein Gerüst —, daß der Kopf unten hängt, damit das Wasser aus den Lungen ausströmen kann. Dann wird der Bewußtlose flach auf den Rücken gelegt und unaufhörlich künstliche Atmung eingeblasen, indem man die Arme des Bewußtlosen straff über dem Kopf zusammenführt und dann wieder zum Körper senkt. Diese primitive Bewegung kann auch der Laie ausführen, bis ein Arzt zur Stelle ist.

Nach den ersten Atemzügen wird die Haut stark trocknet und der Verunglückte zu Bett gebracht, wo ihm heißer Kaffee, starker Alkohol oder ähnliches eingebläst wird. Dann bedarf der Verunglückte einiger Stunden unbedingter Ruhe.

fügt man die angegebene Zuckermenge hinzu, läßt zehn Minuten kochen und schäumt während dieser Zeit raslos ab, um dann nach der Geleceprobe die Masse in gradwandige Gläser zu füllen. — Birnen in Essig? Ganz einfach, die geschälten und in Viertel geschnittenen Birnen werden mit Zucker und den anderen Zutaten aufgekocht. Und zwar rechnet man auf fünf Pfund zubereitete Früchte zweieinhalb Pfund Zucker, die Schale einer Zitrone, fünf Gramm Zimt, ein Viertel Liter Weinessig und ein Viertel Liter Apfelmilch. Die Birnen werden in dem Saft solange gekocht, bis sie, ohne zu zerfallen, durchsichtig geworden sind. Dann gibt man sie in den Feinleutopf, kocht den Saft kurz ein und gießt ihn darüber.

Apfelfauce und Birnen in Essig nicht zu vergessen!

Zu den leckersten Köstlichkeiten unserer Küche in der Speisekammer gehört aber doch das Apfelfauce. Auf sein Gelingen muß besonderer Wert gelegt werden. Wir nehmen zwei Pfund säuerliche, unreife Äpfel, einen Liter Wasser und auf ein zwei Pfund späteren Saft 750 Gramm Zucker. Zitronensaft und Schale wird beim Kochen zugefügt. Die zerhackten Äpfel werden mit reichlich Wasser bedeckt in einer Schale aufgekocht, nach ein paar Stunden zum Kochen gebracht, hübsch langsam, und dann eine halbe Stunde im Kochen erhalten. Dann wird der Saft durch ein Feinleutuch gefeigt und bis zur Hälfte eingedickt. Dann

Die ersten Birnen und Äpfel

Nicht lodertassen mit Einkochen!

Natürlich darf beim Einkochen keine Müdigkeit vorgespielt werden! Der Markt bietet uns jetzt die herrlichen Pfirsiche — rote Magdalene, Proskauer Pfirsich —, die ersten Birnen — Dieß Butterbirne, Gute Luise, Williams Christ — und Äpfel — Borsdorfer und Parmänen. Und die Heidelbeeren und Preiselbeeren. Die letzten Pfirsiche werden wir vornehmlich für den täglichen Gebrauch, als Kuchenbelag, für Pfirsichmilch, Pfirsichbrot und ähnliche Köstlichkeiten verwenden. Aber die Frühbirnen sind gut zum Einkochen. Auf ein Kilo Früchte 100 Gramm Zucker und ein Viertel Liter Wasser. Die geschälten, halbierten Früchte — auch geviertelt, wenn sie schon recht schön weich sind, roh in Gläser geschichtet, andernfalls in leichtem Zuckerwasser halb gar gekocht. Dann füllt man die Zuckermenge darauf und sterilisiert 20 bis 25 Minuten. Für Äpfel kommt das gleiche Rezept zur Anwendung. Wer Apfelmus liebt, rechnet auf ein Kilo Früchte 100 bis 125 Gramm Zucker sowie den Saft und die Schale einer Zitrone. Die geschälten Früchte werden fein gehackt, sehr rasch ohne Wasser gargekocht und durch ein Sieb gestrichen, mit den Zutaten versehen und eine halbe Stunde sterilisiert.

Mischfrüchte — ganz besonders gut!

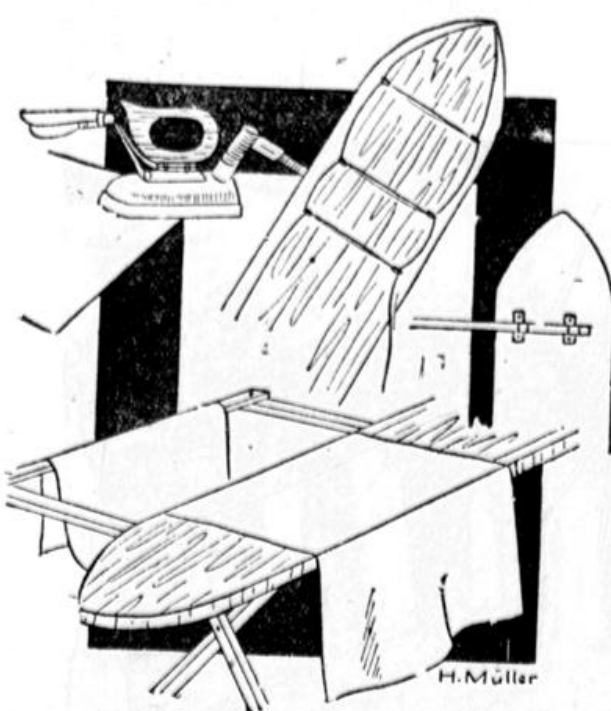
Preiselbeeren, die man sonst mit 300 bis 500 Gramm Zucker auf das Kilo Früchte einkocht, schmecken besonders herrlich in Verbindung mit Äpfeln. Man rechnet halb soviel Äpfel wie Preiselbeeren, und auf ins-

Vom Urlaub ins Großreinemachen?

Laßt die Erholung nachwirken!

Seimehr von der Reise — Rückkehr aus dem Urlaub! Braune Gesicht, frische, blühende Augen und tatkräftige Hände! Halt — liebe Hausfrau! Bevor du dich mit ganz neuen Energien auf Arbeiten im Heim, in der Küche, im Garten stürzt, die dir noch vor der Abreise als unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen, noch kurz vorher erinnere dich eines Rates, den dir jeder Arzt und jeder erfahrene Laie geben wird: eine Erholungszeit muß abfließen können, soll sie von wirklich nachhaltiger Wirkung sein! Wichtiger, als daß sofort ein großer Hausputz in Angriff genommen wird, wichtiger als die ganze Einkocherei und sonstige häusfräuliche Tüchtigkeiten ist es, daß die Hausfrau nicht unvermittelt vom geruhlosen Ferientag in das hektische Tempo des gewöhnlichen Arbeitsbetriebes hineingerät! Es ist nämlich sonderbar, die großen Arbeiten, die nun mit frischen Kräften in Angriff genommen werden, gelingen zwar vortrefflich, sie fliegen einem gleichsam nur so von der Hand! Dennoch geschieht etwas Zeitfames: einige Wochen später gibt es unvermutet einen festlichen und körperlichen Zusammenbruch. Entsetzt steht die Familie davor: so kurz nach der Erholung — wie soll das erst später werden? — Darum, liebe Hausfrau, alle Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit in Ehren: lege viele Pausen ein, behalte das Mittagsschläfchen bei, unternimm auch ohne „Ferien“ hübsche Spaziergänge, suche die kleinen Freuden, ganz wie im Urlaub und gib dir Mühe, die Ferienstimmung nicht allzu rasch zu verlieren. Sonst waren die ganzen Ferien umsonst!

Das praktische Heim



Richtig bügeln — keine Kunst!

Viel hängt von der gut — oder schlecht — gespannten Bügelbrettauflage ab, wenn wir den Erfolg der Bügelkunst analysieren wollen. Um wirklich tadellos fallende, straffe Auflagen zu erzielen, bedient man sich der kleinen Anknüpfhaken, die mit Gummibändern verbunden sind und die Auflage auf der Rückseite des Brettes straff zusammennehmen. Um bei schwächerer Beleuchtung auch jedes Falten im Bügelstück zu entdecken, empfiehlt es sich, dem Eisen — sofern es elektrisch ist — ein kleines Bügellicht vorzusetzen. Und keines der großen Wäschestücke braucht mehr auf dem Boden zu schleifen, Schmutz anzunehmen oder verdrückt zu werden: ein einfaches Stabgerüst, rückwärts an das Brett geschraubt und zum Ausziehen eingerichtet, ermöglicht, daß wir größte Stücke fortlaufend plätten.

Was werden wir tragen?

Kleiner Modetrendsbericht.

Viel Blüten und Blumentranken am Abendkleid, nicht nur als Aufsteckblumen, die im übrigen jetzt nicht mehr vorn, sondern rückwärts auf der Schulter sitzen, sondern auch aus dem Material des Kleides rings um die kleine Schleppe und das Cape angefügt werden. Sehr viel Erfolg verspricht man den Jellophonblumen für die kommende Modezeit.

Starr und steif wird auch in Zukunft die Abficht der meisten Ornamente sein. Darum geht man dazu über, die rüschen- und faltenreichen Javots der Kleider einzufügen und Wulsen durch Lackband einzufassen. Um den Vortragen die nötige, zeremonielle Steifheit zu geben, schneidert man sie sehr groß, stellt sie aufrecht und legt sie im Nacken zu dicken Rüschen.

Imprägnierter Taft wird das Material der Überkleider und Regenkleidung sein und als Befestigung der Handtaschen, Handschuhmanschetten und Taschen eine große Rolle spielen. Was die Taschen betrifft, so ist ein hübscher Modelleinfall zu verzeichnen: man arbeitet den Bügel an einen Lederstreifen mit Knöpfen, auf die, je nach Tageszeit und Anzug, ein zum Kleid passender Beutel aufgenäht werden kann.

Für die Sportlerin eine reizende Neuerung: gestrickte Hosenröcke, deren Gesäße so tief gelegt ist, daß die Hosenform kaum noch sichtbar ist. Die Pullover bügeln einen Teil

ihrer sportlichen Strenge ein und werden nun lustig mit bunten, eingearbeiteten Perlen geschmückt.

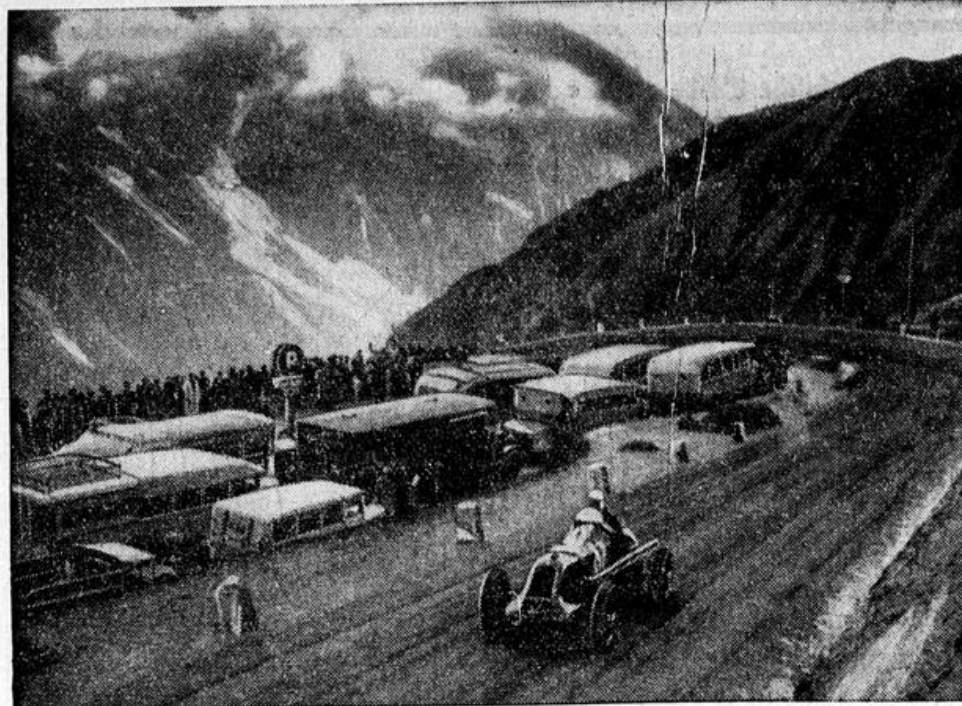
Schattierte Bänder werden sich siegreich behaupten. Sehr lustig ist es, Wandstücken, weiß-blau, rot-blau oder in sich abgetönte Zusammenstellungen sowie ganz phantastisch bunte Schattierungen nebeneinander, wie gerade Fäden einer Karrenstrasse, vom Halsauschnitt über den Kragenträger fallenzulassen. Die Aufschläge harmonisieren damit. So läßt sich manches bescheidene dunkle Kleid elegant aufmachen.

„Von der Reise zurück...“

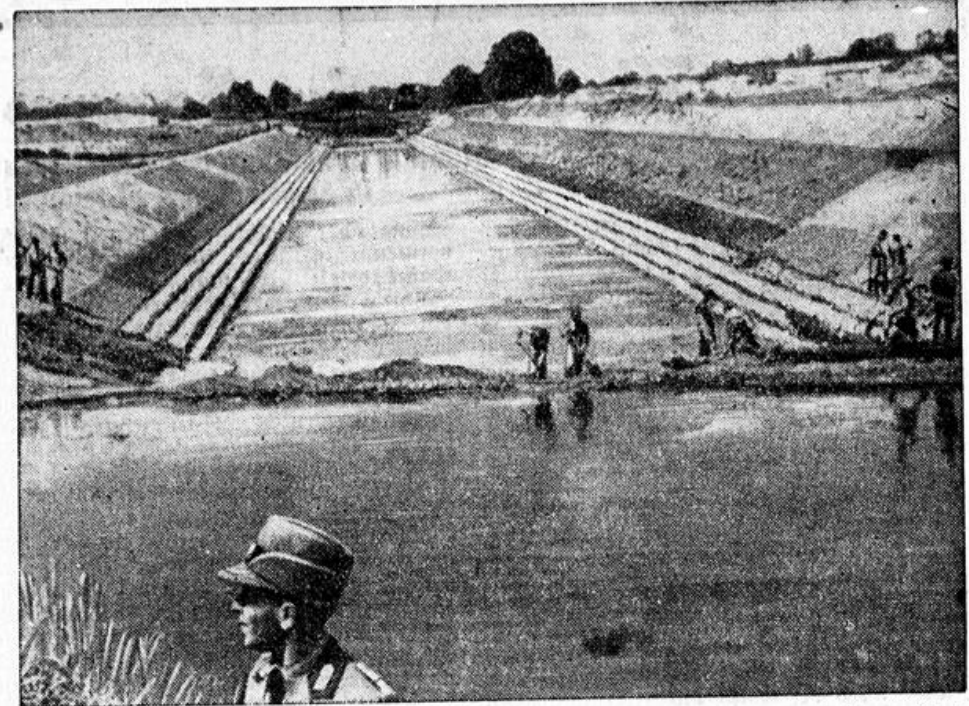
Es genügt nicht, die Koffer, Koffereinrichtungen, die Taschen, Plaidriemen, Lederhüllen und Reiseförbe auf den Boden zu bringen und eine Decke oder festes Papier darüberzubretten! Nein, das genügt wirklich nicht. Vielmehr müssen die Koffer sorgfältig gereinigt und mit Lederöl eingetrieben werden. Oftmals sind die Innenfutter beschädigt oder verschmutzt. Was gleich in Ordnung gebracht wird, verursacht später geringere Kosten und keinen Ärger! Handgriffe können angehängt, Schieber ausgetauscht werden. Sehr gut ist es, wenn alle diese Sachen ihre bestimmten Aufenthaltsorte in Bodenkammern oder Kisten haben, so daß man sie „im Dunkeln“ finden kann!

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Erstes Rennen auf der neuen Großlodnerstraße.
Hertuleyns, Amsterdam, auf G M während des Rennens auf der kaum eröffneten Großlodnerstraße, der höchsten und schönsten Mittel-europas.

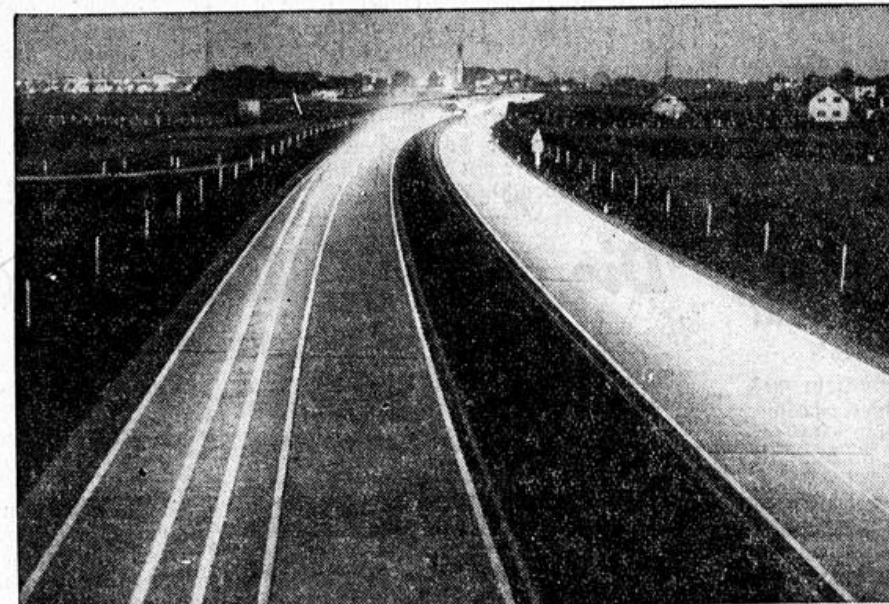


Regulierung der Ems durch den Arbeitsdienst
Emsdurchstich bei Gimble in Westfalen. Der neue Flußlauf ist fertiggestellt und kurz vor dem Durchstich. Im Vordergrund der letzte Erd-damm, der die Ems noch vor dem Einströmen hindert. Durch die Regulierung werden die Ursachen der Stauungen beseitigt, die im Frühjahr oft Hochwasserständen brachten.



Keine Herren-Sport-mütze

sondern eine Kappe, die man für die neueste Damenhutmode im Herbst hält. Sie unterscheidet sich von der Herrensportmütze durch eine seitlich angebrachte farbige Schleife.



Reichsautobahn bei Nacht

Eine Nachtaufnahme der Reichsautobahn bei Ramersdorf in der Nähe von Bonn. Die rechte Fahrbahn ist durch die Scheinwerfer heimkehrender Autos stark aufgeleuchtet. Orientierungstafeln stehen gut im Scheinwerferlicht. Auf der linken Fahrbahn ist ein Wagen mit aufgebundenen Lichtern stadtauswärts gefahren. Auf ein kurzes Stück hat er abgeblendet, erkenntlich an den schmaleren weißen Streifen. Bemerkenswert ist der für die Nacht helle Himmel, der durch die unmittelbare Nähe der Großstadtlichter verursacht wird.

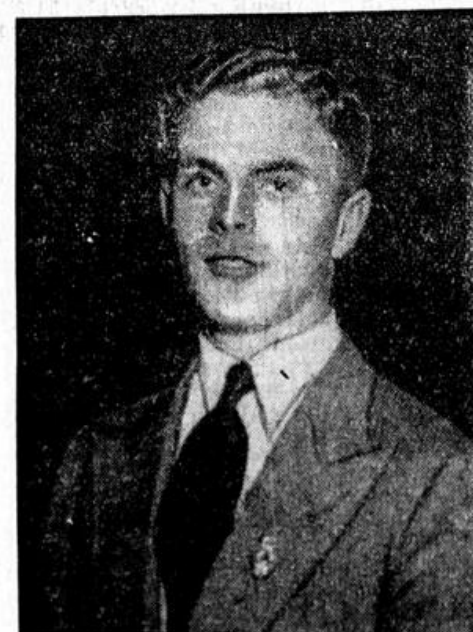


Bild links:

Jugend und Wehrmacht

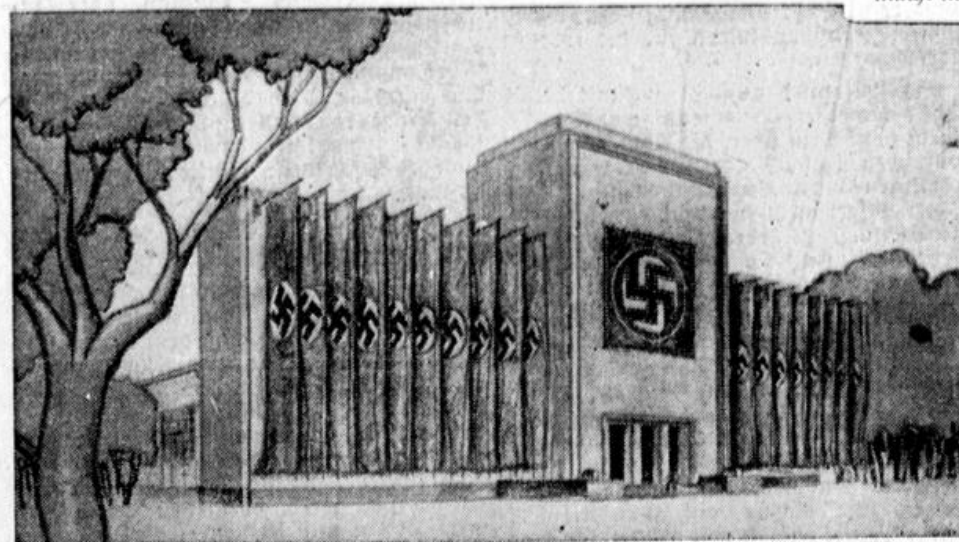
Eine Gruppe auslandsdeutscher Jungen aus dem Deutschlandlager beobachtet einen Maschinen-gewehrtrupp während einer Gefechtsübung. Eine Aufnahme von den Vorführungen der Wehrmacht in Döberitz vor auslandsdeutschen Jungen.



Bild unten:

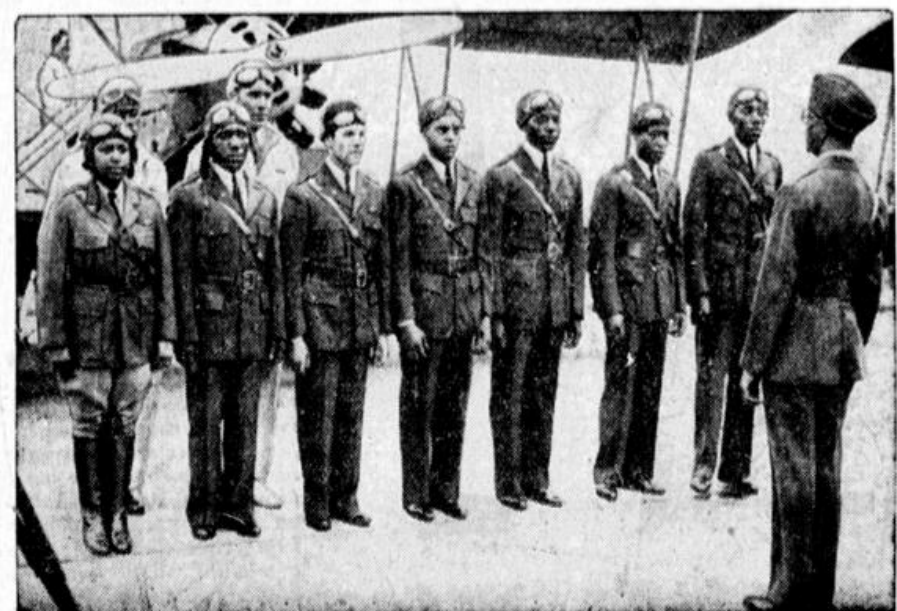
Ein Regier-Flugzeuggeschwader für Abessinien

Auf dem Flugplatz Roosevelt Field in New York lassen sich gegenwärtig sechs Männer und eine Frau, die sich aus dem New Yorker Regierungsviertel für den Fall eines Krieges zwischen Italien und Abessinien freiwillig gemeldet haben, zu Piloten ausbilden.



Dem Nürnberger Parteitag entgegen

Ein Schaubild der Vorderfront der Nuitpoldhalle in Nürnberg, der Tagungsstätte des bevorstehenden Parteikongresses. Der Entwurf stammt von dem Berliner Architekten Szeer.



Lachen Sie mit!

Von Jo Hanns Möller.
Zu dem bekannten Autor kam die Frau aus der Nachbarschaft.
„Mein Mann schreibt neuerdings auch.“
„So?“
„Was mein Mann schreibt, wird mit einem wahren Heißhunger verschlungen.“
„Was schreibt er denn? Kriminalromane?“
Die Frau lächelte: „Nein, Speisefarten!“

„Was ist eine Fart?“
„Eine Frau, der man ein x für ein u macht.“

„Ihre Bitten bleiben vergeblich. Endlich sagte sie: „Kaufst du mir den Ring? Ja oder nein?“
„Ein Ultimatum?“
„Nein. Ein Smaragd.“

„Der Unterschied zwischen einem Tee-
kessel und Othello?“
„Welcher?“
„Der Teekessel siedet Tee, und Othello
bedet sie.“

Klara saß zwei Stunden am wohltem-
perierten Klavier. Die stolze Mutter strahlte:
„Klara kann mit dem Klavier machen, was
sie will.“

Der Besucher fragte bescheiden: „Kann
Klara es auch — zumachen?“

Busse ist „bumboll“: „Ich sehe alles
doppelt“, jammert er.

Brummt Bruno: „Dummer Kerl! Mach
doch einfach ein Auge zu!“

Der Wiener Weichensteller stand vor der
Weiche. Grau grübelte er: „Sagt wohl ich
nicht, soll ich den Zug 14, der 16 Uhr 15 an-
kommt, auf Gleis 17 einfahren lassen oder
den Zug 15, der 17 Uhr 16 ankommt, auf
Gleis 14 oder den Zug 17, der 14 Uhr 15
ankommt, auf Gleis 16?“

Nicht ausführbar.
Während des Weltkrieges, in der schlimm-
sten Zeit der Nahrungsmittelknappheit, war
in einer norddeutschen Stadt wie in man-
chen Gegenden eine Typhusepidemie ausge-
brochen. Die Behörden hatten aus diesem
Grund die strenge Anordnung gegeben, daß
jegliches Wasser nur in abgekochtem Zustand
verwendet werden dürfe.

Auf dem Hof eines großen Wohnhauses
spielte ein halbes Duzend Jungen mit
großem Lärm und Geschrei. Plötzlich öffnete
sich im dritten Stockwerk ein Fenster, eine
Frau sah ärgerlich heraus und rief:

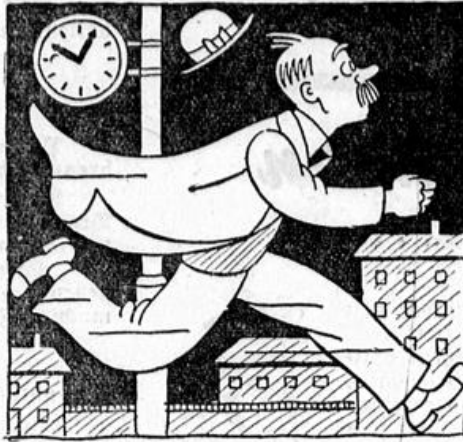
„Wenn ihr Jungs jetzt nicht sofort still
seid, gieße ich euch einen Eimer Wasser auf
den Kopf!“

Einer der Jungen, der ein wenig ängst-
lich war, lief auf diese Drohung hin davon,
und ein anderer, der selbstruhig sitzen blieb,
rief ihm nach:

„Seini, lauf doch nicht weg, so schnell
geht das mit dem Eimer Wasser nicht, der
muß ja erst gekocht werden!“

Tempo, Tempo . . . !

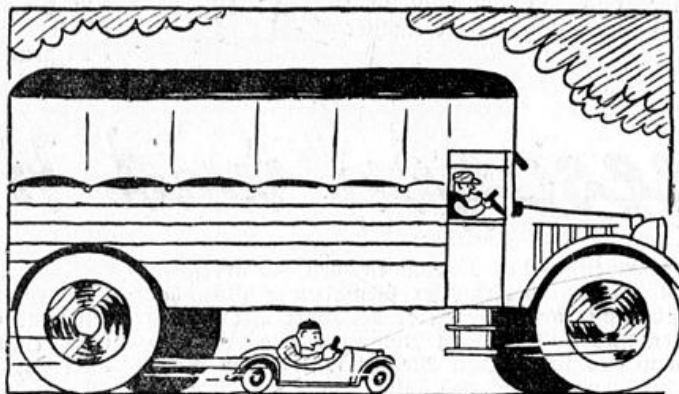
Kleine Geschichten von eiligen Leuten



„Ich habe meiner Frau gesagt, daß ich um
zehn Uhr zu Hause sein werde, jetzt ist es
fünf Minuten nach zehn, aber das ist mir
vollständig schnuppe.“



„Nun aber ein bißchen
dau, Fräulein. Sagen
Sie ihm schon, daß Sie
ihn gern haben, ich muß
den Post schließen.“



Verkehrshindernisse für
eilige Kleinautos?
Gibt es nicht.



„War das ein älterer Kellner mit
grauem Haar, bei dem Sie das Schnitzel
bestellten?“
„Nein, es war ein junger, blond und
blond, Herr Geschäftsführer.“



Zeichnung: Krusch

„Hallo, Herr Sturzbach, wohin so eilig?“
„Keine Ahnung, fragen Sie lieber das
Pferd!“

Der große Apfel

Auf der Landstraße, die von der Kreis-
stadt ins Dorf führt, nähert sich ein fremder
Herr den ersten Häusern der kleinen Land-
gemeinde. Unter den Apfelbäumen am Weg-
rande steht der kleine Gustav. In der einen
Hand hält er einen riesengroßen, rotbäcki-
gen Apfel, in der anderen einen viel kleine-
ren grünen, die er beide aus dem Gasse am
Rand der Straße aufgefressen hatte. Der
fremde Herr fragt den kleinen Gustav:

„Mein Junge, du hast zwei Äpfel, und
ich habe gar keinen, möchtest du mir nicht
einen schenken?“

Gustav reicht dem Herrn unzerzäuselt
den großen rotbäckigen Apfel. Der Fremde
bedankt sich und läßt sich den Apfel gut
schmecken.

Am anderen Morgen ist Schulinspektion.
Der Fremde ist der Schulkat. Der kleine
Gustav erkennt ihn sofort wieder. Endlich
hat der Schulkat auch den kleinen Gustav er-
kannt, den er alsbald aufruft und fragt:

„Warst du nicht der Junge, der mir gestern
einen Apfel schenkte?“

„Ja“, antwortete Gustav lächelnd.

„Das war ein schöner Zug von dir. Aber
wie kam es, daß du mir den großen Apfel
schenkstest und den kleinen für dich be-
hieltest?“

Da blickt Gustav verächtlich nach unten
und wagt es nicht, zu antworten. Als der
Lehrer ihm zuredet, dem Schulkat frei her-
aus zu antworten, gibt er sich einen Ruck
und sagt laut und deutlich: „Der große Apfel
lag ja im Kuchenteig!“

Unter Männern.

Der französische Politiker und Dichter
Alphonse de Lamartine empfing im Jahre
1848 im Auftrage seiner Regierung eine
Abordnung französischer Frauen. Die
Sprecherin der Abordnung brachte ihre
Forderung in derber, viel eher männlicher
als weiblicher Form vor, worauf der Dichter
und Politiker sehr höflich und leicht witzig
antwortete. Endlich hatte man sich geeinigt,
die Frauen waren von der lebenswürdigen
Mri Lamartines so begeistert, daß die Wort-
führerin auf ihn zutrat und ihn umarmen
wollte. In diesem Augenblick bemerkte er,
daß sie nicht nur derbe, fast männliche Fäuste
habe, sondern auch einen vom Kinn ab-
wärts reichenden Bartwuchs hatte. Der
geistreiche Politiker verwendete sofort diese
Bemerkung und reichte ihr weitausge-
streckt die Hand:

„Lassen Sie das, Bürgerin, unter
Männern reicht man sich nur die Hand!“

Der Treffpunkt.

Die Gattin (beim Spaziergang): „Ent-
finnst du dich noch, wie wir uns immer hier
an diesem Denkmale trafen, ehe wir heirate-
ten?“
Der Gatte: „Ja; und da steht
auch richtig schon wieder so ein Karri!“

Ausnahme.

Hans: „Durch Höflichkeit hat noch keiner
was verloren.“
Franz: „So? Und wie ist es mit dem
Sitzplatz in der überfüllten Straßenbahn?“

Wald Feld und Heide

„Willst du wahrhaftig gemacht werden?“

Die Zeremonie der guten Ohrfeige.

Nach jahrelanger Vernachlässigung der
weidmännischen Nachbarn, wird endlich
wieder ein Grame vom Jäger verlangt, ehe
er im Revier die Büsche oder Kinte knallen
lassen darf. Das Mittelalter, die Zeit, da
die Jagd oben stand und das Fortwinken
nur als Zugabe betrieben wurde, hatte zur
Erhaltung des „Lehrbriefes“ zahlreiche Ze-
rimonien erfunden, von denen wir eine hier
erzählen wollen.

Die Überreichung des Lehrbriefes be-
deutete gleichzeitig die Wehrbarkeitmachung des
jungen Jägers, dem feierlich der Hirsch-
fänger angelegt wurde, eine Waffe, die er
sich nicht vorher zu tragen unterstellen durfte.
Im Beisein von wenigstens sechs Jägern in
voller Uniform und Wehr hielt der Lehr-
prinz, kurzweg „Lehrprinz“ genannt,
eine Ansprache, die mit der Frage begann:
„Willst du wahrhaftig gemacht werden?“
Ehe die Antwort kam, erhielt der Junge
eine gute Ohrfeige mit den Worten: „Die
vertrage jetzt von mir und hinfür von nie-
mand mehr. Erwinnere dich aber des Baden-
streichs, so unser liebster Heiland bei seinem
unschuldigen Leiden für uns hat erdulden
müssen.“ Worauf der Lehrling „Ja“ zu
antworten hatte und den Lehrbrief empfing.
Danach wurde ihm von dem Würdigen
der Hirschfänger mit der linken Hand unter
dem Anspruch überreicht: „Hier hast du nun
deine Wehr, die gebrauche zu Gottes Ehr,
zu Lieb und Ruh des Herren dein, halt dich

ehrlich, treu und fein; wehr dich damit dei-
ner Feinde, doch unnütze Händel meide.
Güte deine Lenden wie ein Mann, der sein
Horn recht blasen kann. Nimmehr hast du
deine Freiheit, es gehe dir wohl allezeit!“
Die Feier wurde nach guter deutscher Art
mit einem Bechergelage würdig und gründlich
beschlossen.

Eine Befehung

Etwas vom Damschaufser.

Es war ein gemütlicher Abend im Klub.
Jagdgeschichten wurden erzählt, dazu feuch-
tete der Punsch die stehenden lebend an. Aber
Pettersen ärgerte sich. Man hatte über Dam-
schau gesprochen, und Hubermann, der eben
ein Erlebnis mit einer Gemse berichtet hatte,
tat das Thema mit der Bezeichnung „alte
Damschiden“ verächtlich ab. Pettersen brach
eine Lanze für dies von ihm besonders ge-
liebte und gehegte Wild, aber Hubermann
erklärte eine Bildart, die in Tiergärten und
Parks den Kindern Witz aus der Hand
nehmen, für eine weidmännische Unmög-
lichkeit. Pettersen überlegte. Er tritt nicht
gern mit Worten, wie sein Mecklenburger
das tut; und so gab er denn seinem Herzen
einen Stoß und wandte sich freundlich, wenn
auch ein wenig förmlich an den Zweifler,
und ihn zu sich auf sein Gut ein und gab
ihm den Abschluß eines Damschaufers frei.
Hubermann nahm die Einladung mit ein
wenig gehobenen Brauen an . . .

Der Empfang auf Gut Krammin war
nichtsdestoweniger sehr herzlich. Eine ge-
meinsame Befestigung des Reviers in den
nächsten Tagen brachte Pettersen über-

schwengliches Lob ein. Mehrere Rudel Feist-
hirsche, die sie befähigten konnten, erregten
bei Hubermann allerdings den Wunsch, den
er auch nicht völlig unterdrücken konnte, sich
unter ihnen eine Trophäe holen zu dürfen,
worauf Pettersen förmlich höflich zustimmte,
allerdings mit dem Bemerkten . . . wenn
Sie ihren Damschaufser haben! Nachdem
Hubermann genügend mit der Umwelt ver-
traut gemacht worden war, überließ ihn
Pettersen in der Jagdhütte am Mummel-
see seinem Geschick. Hubermann verab-
schiedet sich „auf einen Tag . . .“ Aber acht
Tage vergehen, ehe der wilde Jäger im
Herrenhaus erscheint. Niedergelagert
totmüde, völlig gebrochen erklärt er, daß der
Damschaufser den Teufel im Leib haben müsse,
denn keine Hirsch, kein Anfs, ja nicht ein-
mal die sorgfältig durchgedrückte Schomung,
in der er seinen Einstand gehabt hatte, habe
auch nur das Allgeringste genützt. Pet-
tersen fühlt sich von Mitleid ergriffen — er
hat seine Nache gehabt. Mitfühlend erspart
er seinem Gast weitere Eingekändnisse,
nimmt schweigend die Büsche vom Hals,
und gemeinsam gehen die Weiden auf die
Suche nach dem buntgeflügelten scheuen
Wild. Am nächsten Morgen holt der Jagd-
wagen den aufgetriebenen Hirsch ab. Hu-
bermann ist aus einem Saufes zum Paulus
geworden — nie wieder wird er etwas von
„alten Damschiden“ äußern.

Kleines Legikon

der Weidmannssprache

Lager — die kleine Vertiefung, in welcher
der Hase bei Tag sitzt; auch die Ruhehütte
des einzelnen Wildschweins und das

Ruhelager der Hasen. Ferner die in den
Boden eingeschnittene Vertiefung für die
aufzustellenden Gängeisen.

Lancier — einen Hirsch oder Reiter, der
parforce gejagt werden soll, durch be-
sonders zuverlässige Hunde aus der
Meute anjagen, damit er sich von anderen
Wilden trennt. Der Distrikt, wo die
Lancierhunde gelöst werden, wird von
den Reitern so umstellt, daß der Hirsch
ungefähr nicht durchkommen kann. Aber-
dings fängt man in neuerer Zeit Hirsch
oder Reiter vorher und fährt sie in einem
Kasten an den Ort, von wo die Jagd an-
gelegt werden soll.

Langfessel — der etwa ein Meter lange
Niem, mit dem der Hase an der Sitz-
stange usw. befestigt wird. Im Gegensatz
dazu die Kurzfessel, womit man das
Niemchen bezeichnet, das um die Fänge
der Weizvögel geschleift wird.

Lateiner — scherzhafte Bezeichnung für
einen mit der Jagd wenig vertrauten
Schützen, auch lateinischer Jäger und ganz
früher Gelehrter genannt.

Lauf — die Bezeichnung für Fuß bei dem
meisten Haarwild. Beim Vär sagt man
Branten. Das zur hohen Jagd gehörige
Federwild hat Füße, anderes Stumpf-
wild besitzt Eländer. Hühnerwild hat
Tritze, Schwimmbögel Latzen oder
Huber, Raubvögel Fänge oder Griffe. Wei-
den edlen Jagdfallen spricht man von
Händen, bei allen kleinen Vögeln von
Weinen.

Lauscher — die Ohren beim Dachs, Wolf,
Fuchs und anderem Raubwild; bei allem
Haarwild darf man nur von Gschör
sprechen.

Lehrprinz — eigentlich Abkürzung von Lehr-
prinz, der Lehrling des Lehrhirsches im
Jägerfach.